

Würmann, Carsten (Ed.)

Book

Was heisst hier eigentlich gewerkschaftlich?

edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 145

Provided in Cooperation with:

The Hans Böckler Foundation

Suggested Citation: Würmann, Carsten (Ed.) (2006) : Was heisst hier eigentlich gewerkschaftlich?, edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 145, ISBN 3-86593-022-0, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116392>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Was heißt hier eigentlich gewerkschaftlich?

edition der
Hans **Böckler**
Stiftung ■■■

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

Carsten Würmann (Hrsg.)

Was heißt hier eigentlich gewerkschaftlich?

**Perspektiven emanzi-
patorischer Bildungs- und
Forschungsförderung**

edition der Hans-Böckler-Stiftung 145

© Copyright 2006 by Hans-Böckler-Stiftung
Hans-Böckler-Straße 39, 40476 Düsseldorf
Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal
Produktion: Setzkasten GmbH, Düsseldorf
Printed in Germany 2006
ISBN 3-86593-022-2
Bestellnummer: 13145

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,
der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

Malte Krückels

**Was heißt hier eigentlich gewerkschaftlich?
Einleitung zum Tagungsband der Promovierendenkonferenz 2003
der Hans-Böckler-Stiftung** 5

Programm der Promovierendenkonferenz 2003 9

Torsten Bultmann

Widersprüche akademischer Rekrutierungsstrategien 13

Svenja Pfahl und Alexandra Rau

**Bildungsarbeit als Frage der Kritik? Perspektiven für die Bildungsarbeit
in der Hans-Böckler-Stiftung** 19

Isolde Ludwig

Gewerkschaftliche Bildungsarbeit – was kann und was soll sie leisten? 21

PERSPEKTIVEN DER BILDUNGS- UND FORSCHUNGS- FÖRDERUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

LK der Promovierenden

**Bildungs- und Forschungsförderung durch die Hans-Böckler-Stiftung.
Eine Diskussion mit VertreterInnen von Stiftung, Gewerkschaften und
VertrauensdozentInnen** 25

Ingrid Mieth

**Positionen der Vertrauensdozentinnen und Vertrauensdozenten zur
Promotionsförderung** 29

Wolfgang Neef

Meine Ansprüche an eine gewerkschaftliche Stiftung 35

Bernd Kaßbaum

Ein fiktives Interview 39

Gerd Köhler
»Was heißt hier eigentlich gewerkschaftlich?« – Sieben Thesen 47

LK der Promovierenden
Stipendiatische Perspektiven einer zukünftigen Promotionsförderung 49

AG Interdisziplinarität
In Sachen Naturwissenschaft und Technik. Überlegungen zu einer Erhöhung der Zahl emanzipatorisch orientierter StipendiatInnen aus naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen in der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung 57

Werner Fiedler und Eike Hebecker
Zum aktuellen Stand der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung. Kurzbericht auf der PK 2003 63

KULTUR UND EMANZIPATION

Thomas Ernst
Kultur und Emanzipation, Kunst und Engagement 69

Christoph Hesse
Bilder in Bewegung. Bemerkungen zu Film und Politik 75

Donna P. Nick
Don't Panic! – Some SciFi Advice for Politics 89

Nadja Sennewald
RunRabbitRun 97

Thomas Ernst
Die junge deutschsprachige Literatur und Gesellschaft nach 1989/90 103

Beiträgerinnen und Beiträger 109

SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STITUNG 115

EINLEITUNG ZUM TAGUNGS- BAND DER PROMOVIERENDEN- KONFERENZ 2003 DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

Malte Krückels

1. WAS HEISST HIER EIGENTLICH GEWERKSCHAFTLICH?

Da die Promovierenden in der Hans-Böckler-Stiftung nicht nur nach ihrer Begabung, sondern auch nach ihrem (im weitesten Sinne: politischen) Engagement ausgewählt werden, kann es nicht verwundern, wenn diese politischen Köpfe sich auch kritisch und politisch aufgeklärt mit ihrer eigenen Stiftung, deren Ansprüchen und ihrer praktischen Umsetzung beschäftigen. Im Zuge der lang anhaltenden Diskussion um die Auswahlkriterien (Welche Kriterien sind wichtiger bzw. unwichtiger als andere? Ist ein passender Promotionsstipendiat besonders jung? Besonders engagiert? Besonders männlich?) und der zunehmenden Orientierung auf die Förderung von »strukturiertem Promovieren« (z.B. Finanzierung von Kollegs und Aufbau von institutionellen Kooperationen) wuchs das Bedürfnis innerhalb der StipendiatInnen-schaft, sich über die grundlegende Ausrichtung der Hans-Böckler-Stiftung als Förderwerk zu verständigen, die Förderziele der Stiftung genau ins Auge zu nehmen und mit der Förderpraxis abzugleichen.

Die Grundlage zu diesen Überlegungen war, dass die Hans-Böckler-Stiftung als eines der elf Begabtenförderwerke nicht nur satzungsgemäß bestimmte Ziele ausweist und verfolgt, sondern dass es auch zur eigenen Legitimation nach innen und außen zwingend notwendig ist, ein spezifisches Profil innerhalb der Begabtenförderwerke aufzuweisen – wenn eine solche Ausrichtung nicht erkennbar ist oder nicht existiert, stellt sich quasi automatisch die Frage, wieso nicht die gesamten Bundesmittel für die Promotionsförderung über die (vermeintlich) politisch und konfessionell neutrale Studienstiftung des deutschen Volkes verteilt werden?

Es ist explizit gewollt, dass die jeweiligen Begabtenförderwerke jeweils ein an ihrer Klientel ausgerichtetes Förderprofil aufweisen; oder anders ausgedrückt, dass sie Studierende und Promovierende in ihre Förderung aufnehmen, die durchaus ihren politischen bzw. konfessionellen Grundsätzen nahe stehen. Ausgehend von den in den Gewerkschaften beheimateten Gedanken von Gerechtigkeit, Emanzi-

pation, Solidarität und demokratischen Gesellschaftsstrukturen ist es für die Hans-Böckler-Stiftung quasi vornehmste Pflicht, gerade solche Personen zu fördern, die für die Durchsetzung dieser Gedanken kämpfen und nicht nur ihre eigene Karriere im Auge haben.

Um uns darüber zu verständigen, wie ein solches Profil momentan entwickelt wird, haben wir die Promovierendenkonferenz 2003 unter die Frage gestellt »Was heißt hier eigentlich gewerkschaftlich?« und haben dazu eine Anzahl Referentinnen und Referenten, aber auch Vertreter der Stiftung, der Gewerkschaften und VertrauensdozentInnen eingeladen.

Im Folgenden ein kurzer Abriss der thematischen Blöcke, der zusammen mit der anhängenden Programmübersicht den roten Faden der Konferenz aufzeigen soll. Es war unsere Absicht, eine konzeptionell und didaktisch gute Konferenz zu entwerfen; jedwede Mängel sind aus diesem Grund natürlich uns als OrganisatorInnen anzulasten.

1.1 Gewerkschaftsnahe Bildungs- und Forschungsförderung

Einen Blick auf die aktuelle Situation der Gewerkschaften in westlichen Staaten steuerte Martin Behrens in seinem Referat bei. Die Analyse der aktuellen Krise der Gewerkschaften schien uns nicht nur deshalb so interessant, weil hier gesellschaftspolitische Machtumwälzungen stattfinden, sondern weil hier vielleicht auch eine Krise eines Willens zu solidarischem und auf Gerechtigkeit zielendem Handeln feststellbar ist.

Um herauszufinden, wie Biografien von Leuten aussehen, die sich engagieren, haben wir Ludwig Stecher und Sabine Maschke als ReferentInnen eingeladen. An sie gingen unsere Fragen zur Motivation und zur Kontinuität von gesellschaftspolitischem Engagement, um darüber zu diskutieren, welche Art von Engagement wie dauerhaft ist und welche (sozialen) Faktoren hierbei eine Rolle spielen.

Thematisch ging's dann weiter mit Torsten Bultmanns Beitrag, der die Bildungsförderung als Gesamtes in den Blick nahm und damit auch die (natürlich begrenzte) Funktion der durch die Hans-Böckler-Stiftung geleisteten Förderpolitik einordnete.

Die anschließenden Arbeitsgruppen (s. Programmübersicht) hatten eine Scharnierfunktion zwischen den drei Referaten und der konkreten Diskussion um die Bildungs- und Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung, die am nächsten Tag folgte (s. 1.c).

1.b Extra: Grenzen und Möglichkeiten von (gewerkschaftlicher) Bildungsarbeit

Weil Gewerkschaften und die Hans-Böckler-Stiftung nicht das Gleiche sind, stand der Block um die Möglichkeiten der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit etwas separat. Einblick in die konkreten Strukturen und tagtäglichen Probleme von Bildungsarbeit gewährte uns dabei das Referat von und die Diskussion mit Isolde Ludwig sowie der Beitrag von Jochen Kletzin. In einem zweiten Schritt wurde unter Einbeziehung dieser Ergebnisse und des ›biografiethoretischen‹ Ansatzes des Vortags überlegt, wie ein politisches und politisierendes Seminarangebot der Hans-Böckler-Stiftung aussehen könnte.

1.c Bildungs- und Forschungsförderung der HBS

Didaktisch wertvoll führte das Konzept vom Allgemeinen zum Konkreten und damit am Dienstag zur Podiumsdiskussion mit (stiftungsnahen) Gewerkschaftern, Stiftungsvertretern und VertrauensdozentInnen. Dabei wurden auch die Ergebnisse der beiden Arbeitsgruppen zu ›Auswahlkriterien‹ und ›Kollegs und institutionelle Kooperationen‹ eingebracht. Die vorgebrachten (teilweise sehr unterschiedlichen) Perspektiven und Konzeptionen sind im Kapitel »Perspektiven der Bildungs- und Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung« in diesem Band dokumentiert. Um eine Vielzahl von Dopplungen zu vermeiden, haben wir auf einen Abdruck des Protokolls der Diskussion verzichtet.

Im selben Kapitel sind auch die Papiere und Stellungnahmen der Promovierenden dokumentiert, die am Mittwochmorgen entwickelt, diskutiert und/oder verabschiedet wurden.

2. WAS ES SONST NOCH GAB UND WAS HIER ZU LESEN IST

Des weiteren umfasst dieser Band die Beiträge zum Kulturprogramm nebst einer Einleitung von Thomas Ernst. Ein weiterer Teil unserer Konferenz befasste sich unter dem Titel »re: antisemitismus« mit der Antisemitismusdebatte, die Anfang 2003 auf der stipendiatInneninternen Mailingliste geführt wurde. Er wurde von der Arbeitsgruppe Antisemitismus autonom vorbereitet, im November 2004 findet zu diesem Themenkomplex eine eigene Tagung mit dem Titel »Antisemitismus in der deut-

schen Linken« statt, die ebenfalls von dieser Arbeitsgruppe organisiert und durchgeführt wird.

3. FÜR DIE STATISTIKER UND DANK

Die Konferenz fand vom 16. bis 19. November 2003 in Werftpfuhl/Brandenburg statt und wurde vom Leitungskollektiv der Promovierenden der Hans-Böckler-Stiftung geplant und durchgeführt. Das LK bestand zu diesem Zeitpunkt aus: Bettina Bock von Wülfigen, Thomas Ernst, Andres Friedrichsmeier, Malte Krückels, Svenja Pfahl, Alexandra Rau, Mike Thiedke und Carsten Würmann. Unterstützt wurden sie dabei von der Arbeitsgruppe *Auswahlkriterien*; den Beitrag der Arbeitsgruppe brachte Axel Zutz auf der Konferenz ein.

Ein weiterer Aspekt der Tagung, mit dem konkrete Bildungsförderung gezeigt wurde, ist von der Arbeitsgruppe *Antisemitismus* (Oliver von Wrochem, Michael Elm und Matthias Brosch) eingebracht worden.

Dank an die beiden für die Promotionsförderung in der Hans-Böckler-Stiftung zuständigen Referenten Werner Fiedler und Eike Hebecker sowie an Iris Henkel und Rita Brosterhues für ihre Mitarbeit und Unterstützung.

Wir danken noch einmal ganz herzlich allen Referentinnen und Referenten sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, dass sie sich auf den Weg ins nicht eben zentral gelegene Werftpfuhl (bei Berlin) gemacht haben.

Na dann, viel Spaß beim Lesen.

PROGRAMM DER PROMOVIERENDEN- KONFERENZ 2003

Sonntag, 16. November

ab 13:00 **Anreise und Fotoaktion**

15:00 – 18:30 **Gewerkschaftsnahe Bildungs- und Forschungsförderung – Teil I**

- 15:00 Uhr: Begrüßung und Einführung: Mike Thiedke, Bettina Bock v. Wülfigen
- 15:30 Uhr: **Dr. Martin Behrens**, WSI in der Hans-Böckler-Stiftung:
Die Krise der Gewerkschaften? Ist die Krise selbstverschuldet? Wie kommt man wieder raus? (30 Min. + 30 Min. Diskussion)
- 16:30 Uhr: Pause
- 17:00 Uhr: **Dr. Ludwig Stecher/ Dr. Sabine Maschke**, Siegener Zentrum für Kindheits-,
Jugend- und Biografieforschung:
Jüngere Generationen und Politiment – politische Orientierungen und Engagement in der empirischen Forschung. Zusammenhänge mit akademischer Bildung, Sozialisation und Gewerkschaftsnähe (30 Min. + 30 Min. Diskussion)
- 18:00 Uhr: **Brainstorming zur AG-Konzeption**
Moderation: Thomas Ernst, Alexandra Rau
- ab 19:30** **Film, Kunst und Emanzipation**
Christoph Hesse (Bochum): »Bilder in Bewegung« (Film-Vortrag)

Montag, 17. November

9:00 **Organisatorisches (im Plenum)**

9:15 – 12:30 **Gewerkschaftsnahe Bildungs- und Forschungsförderung – Teil II**

- 9:15 Uhr: **Torsten Bultmann**, BdWi (Bonn):
Der hochschulpolitische Kontext von Bildungsförderung: Widersprüche und ungelöste Probleme akademischer Rekrutierungsstrategien in einer sich globalisierenden Wissensökonomie (30 Min. + 30 Min. Diskussion)
Moderation: Andres Friedrichsmeier
- 10:15 Uhr: **Pause**
- 10:45 Uhr: **Arbeitsgruppen I:**
AG Auswahlkriterien
AG Kollegs und Kooperationen
AG Interdisziplinarität/Naturwissenschaft/Technik und Interessierte
- Mittagspause**

15:00 – 18:00 Grenzen und Möglichkeiten von Bildungsarbeit

15:00 Uhr: *Gewerkschaftliche Bildungsarbeit – was kann und was soll sie leisten?*

Podiumsrunde mit Gästen:

Dr. Isolde Ludwig, DGB Bildungswerk Hessen

Jochen Kletzin, IG Metall Bildungsstätte Berlin

Gemeinsame Diskussion: Was für ein stipendiatisches Seminarprogramm brauchen/wollen wir?

Moderation: Svenja Pfahl

16:30 Uhr Pause

17:00 Uhr: **»Re: Antisemitismus«. Rückblick auf eine unabgeschlossene Debatte**

PD Dr. Werner Konitzer, Hamburger Institut für Sozialforschung

Einige Überlegungen zum Verhältnis von Antisemitismus und Moral

Dr. Matthias Küntzel, Politikwissenschaftler und Publizist

Unschuld und Abwehr. Über den Antisemitismus-Streit in der Hans-Böckler-Stiftung

Moderation: Oliver von Wrochem, Michael Elm, Matthias Brosch

ab 19:30 Literatur und Emanzipation

Nadja Sennewald (Berlin): »RunRabbitRun« (Lesung)

Thomas Ernst (Pott): »Erbrochenes. Fragmente« (multimediale Lesung)

Dienstag, 18. November

9:00 Organisatorisches (**im Plenum**)

9:15 – 12:30 Bildungs- und Forschungsförderung durch die HBS

Diskussion mit VertrauensdozentInnen, Gewerkschafts- und Stiftungsvertretern in 3 Runden:

Rainer Ehlert (ver.di/Vertreter im AAC)

Gerd Köhler (GEW/Vertreter im AAC)

Dr. Bernd Kaßbaum (IG Metall/Vorsitzender des AAC)

Uwe Dieter Steppuhn (Leiter der Abteilung Studienförderung der HBS)

Dr. Wolfgang Neef (Vertrauensdozent)

Prof. Dr. Ingrid Mieth (Mitglied des Sprecherkreises der VertrauensdozentInnen)

Einführung in jede Runde anhand von Ergebnissen aus den AGs vom Montag vormittag:

Moderation: Malte Krückels, Andres Friedrichsmeier

Ca. 10:30 Uhr: Pause (30 Minuten)

Mittagspause

14:30 – 18:30 Belange der Promovierenden der HBS

14:30 Uhr: **Arbeitsgruppen II**

»Re: Antisemitismus« (Seminarplanung), Elternsprachkurse, Intranet/elektronische Kommunikation, Mikro-Agen

16:00 Uhr: **»Stipinternes Fenster«**

17:30 Uhr: Pause

Gemeinsame Diskussion

ab 19:30 Wahlen der GremienvertreterInnen und Verabschiedung

Danach Musik und Emanzipation:

Party mit stipendiatischen DJs und voll emanzipierter Musik

Mittwoch, 19. November

9:00 Organisatorisches (im Plenum)

9:15 Anforderungen an die Bildungs- und Forschungsförderung der HBS

9:15 Uhr: Rückblick und Ausblick auf die Diskussion um Auswahl(kriterien) in der HBS
a) Gemeinsame Auswertung der Podiumsdiskussion (von Dienstag)
b) Und nun? »Von der Analyse zur Politik«. Vorschläge für weiteres Vorgehen zu den Themen Auswahlkriterien, Einzel- vs. Kollegförderung, Kooperationspartner

11:00: **Aussprache mit dem Referat Promotionsförderung**

Werner Fiedler/ Dr. Eike Hebecker (Referenten der Abteilung Promotionsförderung)

Darstellung von Themen/Entwicklungen in der Abt. Promotionsförderung

Moderation: Mike Thiedke, Bettina Bock v. Wülfigen

11:15 Uhr: Pause

11:45 Uhr: **Konferenzauswertung**

Moderation: Thomas Ernst, Svenja Pfahl

Mittagessen und Abreise

WIDERSPRÜCHE AKA- DEMISCHER REKRUTIERUNGS- STRATEGIEN

Torsten Bultmann

Liebe KollegInnen

ich möchte einige thesenhafte Überlegungen zum mir gestellten Thema »akademische Rekrutierungsstrategien im Prisma verschärften internationalen Wettbewerbs« vorstellen. Dabei geht es, weniger spektakulär formuliert, um die Problematik des sogenannten *wissenschaftlichen Nachwuchses*.

Diese Problematik stellt sich ungefähr so dar: Die Hochschulen müssen, indem sie die ihnen zugewiesenen gesellschaftlichen Aufgaben erfüllen, sich zugleich reproduzieren. Das heißt, sie reproduzieren sich selbst als Institution und das Wissenschaftssystem als Ganzes, da namentlich die Universitäten das gesellschaftliche Monopol auf die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses haben (Promotions- und Habilitationsrecht). Diese Thematik hat folglich auch einen personalwirtschaftlichen und -rechtlichen Aspekt, zu dem die Gewerkschaften seit mehr als 30 Jahren Positionen und Forderungen entwickeln.

Das Kernproblem ist schon seit langem identifiziert: Die Mehrheit der hauptberuflich wissenschaftlich Tätigen – das sind die Nicht-Professoren! – sind durch das Hochschulrecht und die vorherrschenden wissenschaftskulturellen Mentalitäten – schlichter gesagt: durch die »herrschende« Wissenschaftsauffassung – in einen Qualifikandenstatus versetzt. Dieser entspricht einer Beschäftigung auf Widerruf in Form befristeter Arbeitsverträge oder auslaufender Förderungen (Stipendien). Die einzige gesicherte hauptberuflich wissenschaftliche Beschäftigung auf Lebenszeit ermöglicht nur der Professorenstatus. Dies ist keineswegs naturwüchsig so, sondern im Grunde erst seit 1985, als in der 5. HRG-Novelle der Fristvertrag zur Normalform der Beschäftigung des sog. wissenschaftlichen Nachwuchses wurde.

Die Lösung dieses Problems, d.h. des Problems einer tragfähigen und nachhaltigen Personal- und Qualifikationsstruktur scheidet seit mehr als 30 Jahren ständig. Es scheitern alle Versuche, eine gesellschaftlich sinnvolle Aufgabenerfüllung der Hochschulen mit einer Reproduktion von beruflichen Wissenschaftskarrieren in eine harmonische Balance zu bringen, weil sich immer wieder sehr traditionell verfasste

Interessen durchsetzen. Es ist in der vorherrschenden Struktur angelegt, dass sich das »Karrieremotiv« gegen das Motiv einer rationalen Aufgabenerfüllung selbstständigen kann. Damit ist folglich nicht nur eine »soziale« bzw. arbeitsrechtliche Problematik benannt, diese Struktur hat auch negative wissenschaftliche Konsequenzen. Auf der subjektiven Ebene führt sie etwa dazu, dass sich ein hoher Aufwand an persönlichen Absicherungsstrategien – um Aufmerksamkeit zu erlangen, um zu bestimmten Netzwerken zu gehören, um Verträge verlängert zu bekommen etc. – mit einer als unbefriedigend empfundenen wissenschaftlichen Eigenarbeit verbindet. Leider wird dies häufig als »persönliches Problem« verarbeitet, obwohl es sich um einen Systemdefekt handelt. Die zu Grunde liegenden Mechanismen hat Pierre Bourdieu sehr gut anhand des französischen akademischen Systems in seinem Buch *Homo Academicus* beschrieben.

Wie sich der daraus resultierende »Reformbedarf« systematisieren lässt, soll ein kurzer historischer Rückblick verdeutlichen. In der berühmten Denkschrift des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) *Hochschule in der Demokratie* (1965) findet sich eine durchgehende Argumentationsfigur, in der auf den zunehmenden Widerspruch hingewiesen wurde zwischen einer – speziell in den Natur- und Technikwissenschaften zu beobachtenden – Tendenz der zunehmend betriebsförmigen Rationalisierung wissenschaftlicher Arbeit und der traditionellen zunftförmigen Personalstruktur der Ordinarienuniversität, in welcher Arbeit und Ausbildung eben in der Form individueller Zuordnung von »Meistern« und »Gesellen« organisiert war. Salopp formuliert: Effekte industrieller Modernisierung und Professionalisierung wirken in die Hochschule hinein und prallen dort auf die Beharrungskräfte einer semi-feudalen, also vorindustriellen Arbeitsstruktur. Die Konsequenz daraus ist nun nicht etwa eine Ablehnung betriebsförmiger Effektivierung, sondern die methodische Leitfrage der Hochschulreform lautet seitdem: Wie kann formale technokratische Professionalisierung durch eine demokratische Struktur selbstbestimmter wissenschaftlicher Arbeit und Selbstverwaltung aufgefangen werden?

Die Erinnerung an diese Problemstellung ist allein deswegen sinnvoll, weil in späteren Phasen der Hochschulpolitik immer wieder die Tendenz durchschlägt, die Personalstrukturreform auf das Thema einer »Modernisierung« der Professorenlaufbahn zu verengen, statt die Frage nach den organisatorischen Konsequenzen sinnvoller wissenschaftlicher Arbeitsprozesse insgesamt zum Ausgangspunkt zu nehmen. Diese Reduktion kommt auch in der aktuellen »Dienstrechtsreform« (Juniorprofessuren) zum Ausdruck

Für die Hochschulreform der 70er Jahre prägend war das sog. *Kreuznacher Konzept* (1969) der Bundesassistentenkonferenz (BAK). Dieses ging tatsächlich von einer

Reform des Gesamtspektrums wissenschaftlicher Arbeit aus und schlug ein radikal vereinfachtes Zwei-Stufen-Modell zweier Qualifikationsphasen vor. Die Promotionsphase sollte bundeseinheitlich über ein Modell der *Graduiertenförderung* durch staatliche Stipendien gewährleistet werden. Die Entscheidung für eine Hochschulkarriere nach der Promotion kennt dann nur zwei ineinander laufende Personalkategorien in Gestalt der *Assistenzprofessuren*, die auf vollen Stellen (aber befristet) selbständig in Forschung und Lehre tätig sind und mit dieser Tätigkeit gleichzeitig den möglichen Qualifikationsnachweis für die Überleitung in eine *Voll-Professur* auf Lebenszeit erbringen. Beide Professurtypen waren statusrechtlich gleich gestellt. De facto lief dies in Anlehnung an das US-amerikanische System auf eine Abschaffung des traditionellen »Mittelbaus« hinaus. Es sollte der Grundsatz herrschen: »Wer selbständig forscht und lehrt, ist auch Professor!« Sicher spielte bei einigen auch die subversive Motivation eines Hierarchyabbaus durch Inflationierung des Titels eine Rolle.

Um genau zu sein, kennt das BAK-Konzept noch eine dritte Personalkategorie unter der Bezeichnung »*wissenschaftliche Angestellte*«. Damit waren dauerhafte Funktionsstellen sowohl für Aufgaben in Forschung und Lehre als auch für die Vielfalt sich ausdifferenzierender wissenschaftlicher und wissenschaftsunterstützender Dienstleistungen benannt. Diese Stellenkategorie sollte für einen durchaus groß gedachten Personenkreis die Chance dauerhafter Arbeit an der Hochschule auch unabhängig von einer Professur gewährleisten (aber durchaus die Möglichkeit der Bewerbung auf eine Hochschullehrerstelle offen halten!). Es ging folglich um die Entkoppelung von regulärer (und dauerhafter) Beschäftigung im Wissenschaftsbereich und »zwangsläufiger« Professorenkarriere. Diese Denkfigur taucht – eigentlich bis heute – in späteren gewerkschaftlichen Forderungsprogrammen zur Personalreform immer wieder auf.

Zunächst aber entwickelten sich die Dinge gegenläufig. Die neue Personalkategorie der »*wissenschaftlichen Mitarbeiter*« im ersten HRG (1976) ging der Intention nach tatsächlich auf die »*wissenschaftlichen Angestellten*« des Kreuzbacher Konzeptes zurück. Damit sollten wissenschaftliche Dienstleistungen jenseits traditioneller Statusrangfolge besetzt werden. Im Widerspruch dazu – u.a. weil eine Bundesgraduiertenförderung nie im erforderlichen Umfang realisiert wurde – stellte diese neue Stellenkategorie die Hauptressource für Promotionen in (später überwiegend befristeten) Beschäftigungsverhältnissen dar. Bis heute werden ca. 60 % aller Dissertationen auf Mitarbeiterstellen ausgeführt, die sich entsprechend wiederum (auch über sukzessive Gesetzesänderungen) nach dem uralten Schema den Lehrstuhlinhabern zu- und untergeordnet fanden.

Dies ist natürlich keine vollständige historische Beschreibung, verdeutlicht aber bis heute die Grundthematik eines ungelösten Problems. Dass es so wie bisher nicht weitergehen kann, ist nicht allein die gewerkschaftliche Sicht, sondern wird mittlerweile ebenso von den »Modernisierern« in Ministerien und führenden Wissenschaftsverbänden (HRK, Wissenschaftsrat, Forschungsgesellschaften) so gesehen (mit Ausnahme natürlich des Deutschen Hochschulverbandes als Standesvertretung der Universitätsprofessoren). Verbreiteter Konsens ist, dass erstens persönliche Abhängigkeitsverhältnisse in der deutschen Hochschulstruktur zu lange dauern und sich kreativitätsmindernd auswirken und dass dies zweitens einen sog. »negativen brain drain« begünstigt. Negativer brain drain liegt dann vor, wenn die Zahl der deutschen Nachwuchswissenschaftler, die ins Ausland gehen und dort bleiben, summa summarum höher liegt als die Zahl der Rückkehrer addiert mit der akademischen Zuwanderung aus anderen Ländern; einfacher: wenn mehr »abfließt« als »zuläuft«.

Hier kommen dann die Phänomene der »Globalisierung« ins Spiel. Diese verschärft den Blick auf Defizite und Modernisierungsrückstände der Einzelstaaten. Konkurrenz Nachteile in der Verfügung über akademische Fachkräfte werden auch als Schwäche für künftige strategische Positionen eines Landes auf internationalen Märkten interpretiert. In dem Zusammenhang nehmen es etwa die deutschen politischen Entscheidungsträger als spezifisches Defizit wahr, dass etwa 30% aller überhaupt international mobilen Studierenden in die USA gehen und 13% nach Großbritannien. Der Ausländeranteil an deutschen Hochschulen (unter Abzug sog. Bildungsinländer) beträgt hingegen 7%. US-Hochschulen verdienen im Jahr allein 10 Mrd. Dollar durch Studiengebühren europäischer oder asiatischer Studierender. Aber nicht allein darum geht es. Internationale studentische Mobilität wird ebenso wie die von Postdoktoranden unter den oben beschriebenen Bedingungen auch unter dem Aspekt der kontrollierbaren *Elitebildung* für künftige Einflusszonen und Wirtschaftsräume gesehen, wobei logischerweise der Vorteil beim jeweiligen Gastgeberland liegt.

Ein immer wieder referiertes Motiv für die sog. Dienstrechtsreform (2002) war es schließlich, die Abwanderung deutscher Postdoktoranden in die USA zu verhindern, indem man ihnen hier (vermeintlich) gleich gute Arbeitsbedingungen bietet. Die neue statusrechtliche Kategorie der *Juniorprofessur* soll an Stelle der wegfallenden »alten« Assistenten selbständige Forschung und Lehre als Qualifikationsnachweis ermöglichen. Der Ansatz krankt bisher an seiner inkonsequenten Umsetzung ebenso wie an der nach wie vor schlechten Grundausstattung der deutschen Hochschulen (verglichen mit den paradiesischen Arbeitsbedingungen US-ameri-

kanischer »Elitehochschulen«). Solange etwa die Zahl der eingerichteten Juniorstellen weniger als ein Viertel des Ersatzbedarfes künftig frei werdender Professuren beträgt, handelt es sich nicht um einen Systemwandel, sondern um einen additiven Qualifikationsweg im Rahmen nach wie vor *traditioneller* Rekrutierungsstrategien.

Mir geht es aber jetzt nicht so sehr darum, verschiedene Gesetze, Einzelregelungen und Konzepte im technokratischen Detail zu kommentieren. Ich wollte vor allem deutlich machen, dass ungeachtet konkurrierender Reformmodelle, über die gestritten werden muss, die politische Anerkennung eines Reformbedarfes gegenwärtig so breit ist wie seit Jahrzehnten nicht mehr und dass damit auch die öffentliche Resonanz für Vorschläge aus unserem, dem gewerkschaftlichen Spektrum gesteigert werden könnte.

Die Vorschläge von GEW und Ver.di dazu sind einsehbar und bekannt. Ich will aber zum Schluss noch auf etwas anderes hinaus: Die Auseinandersetzung um die Neuordnung wissenschaftlicher Tätigkeit – darum geht es ja im Kern – werden perspektivisch diejenigen gewinnen, denen es gelingt, die hochschul- und arbeitsrechtlichen Fragen, die in diesem Thema enthalten sind, mit einem *politischen* Konzept gesellschaftlich sinnvoller bzw. verantwortlicher Wissenschaft zu verbinden. Dies ist meines Erachtens eng mit einer Aktualisierung des Ansatzes »Wissenschaft als Beruf« verbunden.

Auf einer gemeinsamen Tagung des BdWi, des GEW-Regionalverbandes Mittelhessen und des Mittelbau-Forums Uni Marburg (4.11.1995) wurden zu dieser Systematik drei Thesen entwickelt, die ich abschließend einfach nur wiedergebe, da sie zusätzlich versuchen, einen starken Akzent *für* ein politisch verfasstes Hochschulsystem und *gegen* dessen »Ökonomisierung« zu setzen:

1. wissenschaftliche Arbeit ist Berufstätigkeit wie jede andere auch. Ihre Spezifik, die sie natürlich von anderen Tätigkeiten in Produktion oder Dienstleistung unterscheidet, begründet daher kein soziales Privileg; aber – so müsste ergänzt werden – eben auch keine sozialrechtliche und/oder finanzielle Schlechterstellung gegenüber vergleichbaren Alters- und Qualifikationsstufen anderer gesellschaftlicher Bereiche. Berufstätigkeit ist gemeinhin dadurch definiert, dass sie auf Dauer ausgeübt wird. Das unterscheidet sie von einem Status der Lehre oder Ausbildung.
2. Wissenschaft ist gesellschaftliche Arbeit – und nicht etwa eine individuelle »Schöpfung«. Das heißt: wissenschaftliche Ergebnisse kommen wesentlich durch Kooperation zustande. Die grundgesetzlich garantierte Wissenschaftsfreiheit kann sich als Schutz daher nur auf wissenschaftliche Institutionen in ihrer Ge-

samtheit beziehen und sich nicht auf das Individualrecht einer privilegierten Gruppe, der ProfessorInnen, reduzieren. Die Personalstruktur in wissenschaftlichen Einrichtungen hat sich folglich ebenso wie Laufbahnbedingungen und Weisungsbefugnisse an einer politisch reflektierten Arbeitsteilung mit Blick auf die anfallenden konkreten Aufgaben etwa in Forschung, Lehre, Beratung, Wissenschaftsmanagement und wissenschaftlichen Dienstleistungen im weitesten Sinne des Wortes zu orientieren.

3. »Wissenschaft als Beruf« ist schließlich auch so zu interpretieren, dass wissenschaftliche Tätigkeit Bestandteil einer weit über die Hochschulen hinaus greifenden gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung ist, innerhalb derer Wissenschaft sich zu legitimieren hat. Daraus begründen sich notwendige Kooperationsbeziehungen der Hochschulen zu vielfältigen gesellschaftlichen Interessengruppen. Aus diesem Sachverhalt lässt sich weiterhin begründen, dass die Wirkung von Wissenschaft in der Gesellschaft keine hochschulexterne Angelegenheit ist, sondern zum Gegenstands- und Verantwortungsbereich von Studium, Lehre und Forschung gehört.

BILDUNGSARBEIT ALS FRAGE DER KRITIK?

Svenja Pfahl und Alexandra Rau

PERSPEKTIVEN FÜR DIE BILDUNGSARBEIT IN DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

Als gewerkschaftsnahe Stiftung hat sich die Hans-Böckler-Stiftung ihrem Selbstverständnis nach dazu verpflichtet, einen Beitrag zum Abbau von Ungleichheit im Bereich der Bildung zu leisten. Nicht umsonst fördert sie daher Menschen mit ungeraden Lebenswegen, aus finanziell schwachen Herkunftsfamilien und marginalisierten sozialen Gruppen. Gleichwohl geht es nicht allein darum, Ressourcen und Zugänge zu Wissen gesellschaftlich umzuverteilen, um bisher Benachteiligte an Bildungsprozessen teilhaben zu lassen. Da Wissen und Wissensproduktion selbst konstitutiver Bestandteil gesellschaftlicher (Herrschafts-)Verhältnisse sind, ergibt es Sinn, über die (Wissens-)Umverteilung hinaus auch eine kritische (Wissens-)Praxis zu stärken, welche auch die Form und die Art der vorherrschenden Wissensproduktion selbst in Frage stellt. Wissen und Bildungsarbeit ist aus dieser Perspektive immer schon im Feld des Politischen verortet und somit politische Praxis. Der Beitrag von Isolde Ludwig (siehe unten) veranschaulicht dies am Thema gewerkschaftlicher Bildungsarbeit.

Eine Wissenspraxis, die sich dem Abbau von sozialer Ungleichheit verschreibt, hätte sich durch mindestens folgende Aspekte auszuweisen:

1. Durch »Selbstreflexivität«; das heißt sie muss die Bedingungen ihrer eigenen Produktion im Blick haben. Und nicht nur das, sie muss ebenso ihre eigene SprecherInnenposition kenntlich machen, wie auch den Kontext, aus dem heraus sie agiert.
2. Durch eine »fragende Haltung«; das heißt, sie hat die je aktuellen Normalitäten, Selbstverständlichkeiten und deren Ausschlussmechanismen in Frage zu stellen und sichtbar zu machen. Sie ist den Verhältnissen nicht indifferent gegenüber, die sie zu denken möglich macht. In diesem Sinne ist sie stets parteilich; sie ergreift Partei für die Subalternen.
3. Schließlich durch einen »organischen Charakter«. Sie produziert nicht Theorie um der Theorie Willen, sondern speist sich praktisch in die Lebens- und

Existenzweisen von Einzelnen und Kollektiven ein. Sie hat den Anspruch, sozial praktisch zu wirken und somit sich öffentlich einzumischen.

Im Grunde laufen diese drei Aspekte im Begriff der »Kritik« zusammen. Auch die Bildungsarbeit der Hans-Böckler-Stiftung leistet demnach einen Beitrag zur Förderung einer »kritischen Wissenspraxis«. Zwar ist dieses Verständnis im Profil der Stiftung verankert, es ließe es sich jedoch noch wesentlich stärker herausarbeiten. Schließlich ist die Hans-Böckler-Stiftung ein wichtiger Akteur im Feld der Auswahl, Förderung und Platzierung von Wissensproduzierenden. Im Rahmen ihrer Bildungsarbeit könnte die Stiftung stärker als bisher gesellschaftliche Entwicklungen thematisch aufnehmen und diskutieren, die soziale Ungleichheiten zu intensivieren oder hervorzurufen drohen. Sie könnte Foren, Milieus und Instrumente schaffen, in und mit denen alternatives und kritisches Wissen entwickelt wird und dieses Wissen in der Öffentlichkeit noch konsequenter positionieren und deutlicher als bisher als eigenen Beitrag zu einer kritischen, politischen Wissenspraxis diskutieren.

»Aber wir erwarten mehr als ›nur‹ gute Noten und die Perspektive, ein Studium mit überdurchschnittlichem Erfolg abzuschließen. Wir suchen engagierte, bewusste Köpfe, denen der Zustand der Welt, in der sie leben, nicht gleichgültig ist, und die aktiv daran arbeiten, ihn zu verändern.«

[aus der Selbstdarstellungsbroschüre *Woran arbeitet eigentlich die Hans-Böckler-Stiftung?*]

GEWERKSCHAFTLICHE BILDUNGSARBEIT – WAS KANN UND WAS SOLL SIE LEISTEN?

Werftpfuhl 17.11.2003

Isolde Ludwig

Meinen Beitrag habe ich in drei Abschnitte unterteilt:

1. Persönlicher Werdegang im Kontext gewerkschaftlicher Bildungsarbeit
2. Konzeptionelle Überlegungen zu gewerkschaftlicher Bildung
3. Einige Überlegungen zur Bedeutung von gewerkschaftlicher Bildungsarbeit für Stipendiatinnen und Stipendiaten

1. Meine eigene biografische Entwicklung ist eng mit Erfahrungen innerhalb der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit verknüpft:

- Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie, in der Bildung eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat.
- Nach der mittleren Reife war ich als Hilfsarbeiterin und Buchbinderin tätig. Im Rahmen von Jugendarbeit und Vertrauensleutearbeit innerhalb der damaligen IG Druck und Papier war ich in dieser Zeit gewerkschaftspolitisch tätig.
- Das Abitur habe ich zu einem späteren Zeitpunkt auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt. In dieser Zeit begann meine ideelle und materielle Förderung durch die Hans-Böckler-Stiftung.
- Mit 30 Jahren habe ich ein Politik- und Soziologiestudium begonnen. Dabei handelte es sich um ein Studium mit einer Promotion als ersten Abschluss. Auch in dieser Zeit wurde ich durch die Hans-Böckler-Stiftung gefördert. Der Kontakt und Austausch mit anderen StipendiatInnen auf Seminaren oder in Arbeitsgruppen war für mich persönlich wichtig, um das Studium erfolgreich zu beenden.
- Während meines Studiums wollte ich mich weiterhin gewerkschaftspolitisch betätigen. Meine Vorstellung war, das Wissen, was ich mir während des Studiums aneignete, anderen Menschen weiterzuvermitteln. Beim DGB Bildungswerk Hessen fand ich den Ort, an dem ich meine Vorstellungen annähernd verwirklichen konnte. Dort war es möglich, zu aktuellen politischen Themen Bildungsurlaubsseminare zu konzipieren und durchzuführen.

- Meine Promotionsarbeit gestaltete ich als theoretische Reflexion meiner gewerkschaftlichen Bildungserfahrungen. Unter dem Thema: »Jenseits von Traditionalisten und Modernisierern« habe ich mich mit klassentheoretischen, feministischen und pluralistischen Bildungskonzeptionen im Gewerkschaftsdiskurs auseinandergesetzt.
- Nach einigen Jahren Arbeit in Forschungsprojekten, die ebenfalls durch die Hans-Böckler-Stiftung gefördert wurden, ergab sich die Möglichkeit auf einer unbefristeten Stelle als Bildungsreferentin zu arbeiten. Seit Juli 2002 bin ich dort für die Konzeption, Organisation, Durchführung und Auswertung der Bildungsurlaubsseminare im Bereich politischer Bildung verantwortlich.

Fazit: Mein Werdegang war und ist über weite Strecken meines Lebens sehr eng mit der Thematik gewerkschaftlicher Bildung verbunden. Sicher ist mein Lebensweg einmalig, aber ähnliche Bezugspunkte wird es bei vielen Stipendiatinnen und Stipendiaten geben. Es ist eine, meiner Einschätzung nach sehr sinnvolle Möglichkeit, nach dem Studium das eigene Wissen weiterzugeben und sich darüber eine berufliche Existenz aufzubauen. Die Förderung durch die Hans-Böckler-Stiftung während des zweiten Bildungsweges und des Studiums war eine wichtige Ressource bis zum Abschluss des Studiums, da die Hindernisse in materieller und ideeller Hinsicht doch recht groß waren.

2. Theoretische Überlegungen (dabei beziehe ich mich sehr stark auf Erkenntnisse im Rahmen meiner Dissertationsarbeit)

- Wir leben in einer kapitalistischen Gesellschaft, in die wir durch eine Vielzahl von Macht- und Herrschaftsverhältnissen eingebunden sind.
- Die zentrale Funktion gewerkschaftlicher Bildung ist es, einen Beitrag zur Überwindung der fremdbestimmten Verhältnisse und zur Befähigung der Subalternen (ich wähle bewusst diesen Begriff, da er weiter gefasst und bezogen auf die Art der Machtverhältnisse offener ist als andere Subjektkategorien) zu leisten, sich aus diesen Verhältnissen zu befreien. In der Bildungsarbeit des DGB Bildungswerkes nehmen neben Arbeiterinnen und Arbeitern, Angestellte, Arbeitslose, Hausfrauen, Studentinnen und Studenten sowie Rentnerinnen und Rentner teil.
- Das Lohnarbeit-Kapitalverhältnis ist entscheidend für die Existenz der Menschen in unserer Gesellschaft. Daneben haben Sexismus und Rassismus wichtige Funktionen zur Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen. Dieser Tatsache muss mit Bildungsangeboten Rechnung getragen werden.

- Die Individuen sind direkt durch ihr Handeln und Denken an der Gestaltung von Machtverhältnissen beteiligt. Sie haben in jeder Situation die Möglichkeit zur Aufrechterhaltung von Normalität oder ihrer Veränderung (z.B. im Geschlechterverhältnis). Deshalb sind die Reflexion der eigenen Position und das Ausprobieren von alternativen Handlungsmöglichkeiten wichtig für Bildungsprozesse.
- Die Dekonstruktion von Machtverhältnissen muss auf ganz unterschiedlichen Gebieten erfolgen (Gesellschaft, Betrieb, Familie oder Individuum). Es kann ein Seminar oder eine Veranstaltung über die Struktur des Finanzkapitals, den Aufbau des Sozialsystems, die Aufgabe von Gewerkschaften, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder das persönliche Konfliktmanagement sein.
- Die ausschließliche Reduktion gewerkschaftlicher Bildung auf die Ausarbeitung einer ökonomischen Gegenmacht, halte ich für zu eng gefasst. Allerdings sollte gewerkschaftliche Bildungsarbeit vor dem Hintergrund des neoliberalen sozialen Kahlschlages an der Ausarbeitung eines neuen ökonomischen Programms mitwirken. Hier gilt es auf breiter Ebene nach Alternativen und Kooperationspartnern zu suchen.
- Gewerkschaftliche Bildungsarbeit muss auch differenziert nach Personengruppen angeboten werden. Wir leben in einer hierarchisch ausdifferenzierten Gesellschaft. So brauchen Frauen eigene Angebote, um sich ihrer Lage als Frauen in Betrieb, Familie und Gesellschaft bewusst zu werden und eigene Veränderungsstrategien auszuarbeiten. Bei Ver.di wurden vor kurzem erstmals Gremien geschaffen, durch die die Vielzahl von Migrantinnen und Migranten in der Organisation repräsentiert werden soll. Betriebsräte und Betriebsrätinnen brauchen ganz spezifisches Wissen, um im Alltag die Interessen ihrer Kolleginnen und Kollegen zu vertreten.
- Den Ansatzpunkt für Bildungsarbeit liefert der Alltagsverstand mit allen seinen Widersprüchen. Die realen gesellschaftlichen Widersprüche produzieren auch Widersprüche im Denken, die sich im ideologischen Rahmen unserer Klassengesellschaft bewegen. Durch eine Vielzahl von Selbstbildungsprozessen und Hinzunahme von Theorien, die Einblick in die gegensätzlichen gesellschaftlichen Interessen bieten, kann sich der Übergang von der Fremd- zur Selbstvergesellschaftung vollziehen. Zu diesen Selbstbildungsprozessen gehört eine feministische oder antirassistische Bildung genauso wie eine berufsbezogene Qualifizierung, die zum selbständigen Arbeiten befähigt.
- In den Bildungsprozessen können die Referentinnen und Referenten bzw. Teamerinnen und Teamer nicht nur wertneutrale Moderatorinnen bzw. Moderato-

ren sein. Sie sollten mit ihrem Wissen zu einer Destabilisierung bestehender Ungleichheiten beitragen. Wichtig für Bildungsprozesse sind ›organische‹ Intellektuelle (Antonio Gramsci). Dabei handelt es sich um Personen, die aus den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen hervorgehen und maßgeblich an ihrer Bewusstseinsentwicklung teilnehmen. Dazu gehören Betriebsräte oder Vertrauensleute genauso wie feministische Wissenschaftlerinnen.

Fazit: Gewerkschaftliche Bildung hat von ihren Anfängen an die Emanzipation der arbeitenden Bevölkerung zum Ziel. Das hat sich bis heute nicht grundlegend geändert. Was sich geändert hat, ist die Erkenntnis, dass sich nicht alle Bildungsprozesse auf die Bewusstwerdung des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit reduzieren lassen. Obwohl er immer noch vorhanden und prägend ist, hat sich das Wissen über die gesellschaftlichen Machtstrukturen ausdifferenziert. Es kann nicht mehr von einer homogenen Arbeiterklasse ausgegangen werden, die sie im Übrigen nie war. Emanzipatorische gewerkschaftliche Bildungsarbeit muss dieser Tatsache Rechnung tragen und über ein breites Angebot an Bildungsveranstaltungen für unterschiedliche Zielgruppen an der Überwindung von Machtverhältnissen mitwirken. Was nicht ausschließt, dass in gewissen Momenten auch die Bündelung und Zusammenführung von politischen Initiativen entscheidend ist, z.B. Aktionen gegen die Sparpolitik, die nahezu alle gesellschaftlichen Gruppen betreffen.

3. Einige kurze Anmerkungen zur Bildungsarbeit der StipendiatInnen:
Bildungsarbeit sollte dazu beitragen:
 - die eigene Arbeit bzw. das Studium kritisch zu reflektieren. Neoliberales Denken schlägt sich in allen gesellschaftlichen Bereichen nieder.
 - über relevante gesellschaftliche Diskurse aufzuklären und eine Positionierung zu ermöglichen.
 - für sich zu klären, für welche gesellschaftlichen Gruppen ich als Intellektuelle/ Intellektueller tätig sein will.
 - Horzonterweiterung über das eigene Studium hinaus ist wichtig: Was wird in anderen Fachbereichen gelehrt und wo gibt es fachübergreifende Bezüge?
 - den Austausch zwischen Wissenschaft und Gewerkschaften zu ermöglichen. Die gewerkschaftliche Bildungsarbeit ist angewiesen auf das Wissen von kritischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

BILDUNGS- UND FORSCHUNGS- FÖRDERUNG DURCH DIE HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

LK der Promovierenden

EINE DISKUSSION MIT VERTRETERINNEN VON STIFTUNG, GEWERKSCHAFTEN UND VERTRAUENSDOZENTINNEN

Bildungs- und Forschungsförderung findet im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen statt, die auch die gegenwärtige und zukünftige Ausgestaltung der Förderung von Promotionen in der Hans-Böckler-Stiftung nicht unbeeinflusst lassen. Gewerkschaften, die Stiftung, aber gerade auch die StipendiatInnen als Nutznießende oder auch Leidtragende der jeweils gängigen Praxen haben hierzu vielerlei und auch innerhalb der Interessengruppen keineswegs einheitliche Vorstellungen. In den letzten Jahren wurde von den Verantwortlichen der Abteilung Studienförderung eine Reihe von Überlegungen für den Ausbau der Promotionsförderung und für die Auswahlpraxis unter der Maßgabe von Qualitätssicherung und Steigerung der Abschlussquote in die Diskussion gebracht. Die hierin angedachten und zum Teil auf den Weg gebrachten Veränderungen – stärkere Förderung von Promotionskollegs, Ausbau institutioneller Kooperationen, eine Festschreibung von Höchstaltersgrenzen sowie die regelmäßige Evaluierung der Einzelförderung und Promotionskollegs – stießen in Teilen auf äußerst kritische Reaktionen von Seiten der StipendiatInnen und führten unter StipendiatInnen, aber auch zwischen StipendiatInnen, der Stiftung und den Gewerkschaften zu engagierten Diskussionen, in denen es, ausgehend von einzelnen konkreten Punkten, auch immer um die grundlegenden Ziele und Orientierungen ging, die die Hans-Böckler-Stiftung mit der Förderung von NachwuchswissenschaftlerInnen verbindet.

Angesichts dieses breiten Interesses lag es für uns auf der Hand, dieses Thema zum zentralen Punkt der Promovierendenkonferenz 2003 zu machen und die Bildungs- und Forschungsförderung, Schwerpunkt Promotionsförderung, mit drei der Gewerkschaftsvertreter im Auswahlausschuss Promotion (C) – Rainer Ehlert (ver.di), Bernd Kaßbaum (IG Metall) und Gerd Köhler (GEW) – zwei VertreterInnen der VertrauensdozentInnen – Wolfgang Neef und Ingrid Miethe – sowie dem Leiter der Abteilung Studienförderung der Hans-Böckler-Stiftung Uwe Dieter Steppuhn zu diskutieren.

Besonders wichtig waren für uns drei inhaltliche Schwerpunkte: Der besondere Anspruch einer gewerkschaftsnahen Stiftung, die Auswahlkriterien und die Frage nach Kriterien für die Einrichtung von Kollegs und institutionellen Kooperationen.

Bereits am Montag nachmittag wurden in drei Arbeitsgruppen – AG Auswahlkriterien, AG Kollegs und Kooperationen und AG Interdisziplinarität/Naturwissenschaft/Technik und Interessierte – Aspekte der Promotionsförderung diskutiert und Fragen für die Podiumsdiskussion am Dienstag vorbereitet.

Während der lebhaften und zum Teil auch kontroversen Diskussion auf dem Podium und mit dem Publikum wurde von allen Beteiligten nicht nur zu einzelnen konkreten Punkten Stellung genommen, sondern von hier aus auch weitergehende und umfassende Vorstellungen zur Praxis und zukünftigen Bedingungen der Studien- und Promotionsförderung geäußert.

Wenngleich mittlerweile das in dieser Diskussion zentrale Papier »Neue Akzente der Promotionsförderung« vom Vorstand beschlossen und zur Leitlinie der derzeitigen Praxis erklärt wurde, hat die Vergangenheit gezeigt, dass eingeführte Verfahrensweisen und Entscheidungsgrundlagen stets vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen aufs Neue diskutiert, durchaus revidiert und diesen angepasst werden können.

Vor diesem Hintergrund ist uns daran gelegen, über konkrete Konfliktpunkte hinausgehende, grundsätzliche Ausführungen und Überlegungen festzuhalten. Daher baten wir die TeilnehmerInnen nach der Konferenz um einen schriftlichen Beitrag, in dem wir ihnen die Möglichkeit geben wollten, ihnen in diesem Zusammenhang wichtige Inhalte in erweiterter allgemeiner oder auch zugespitzter Form zu präsentieren. Die für uns in diesem Zusammenhang zentralen Punkte waren die bereits in den drei Leitfragen der Diskussion formulierten, nämlich die nach dem besonderen Anspruch einer gewerkschaftsnahen Stiftung, die nach den Auswahlkriterien und die nach den Kriterien für institutionelle Kooperationen.

Die vier auf diese Anfrage hin eingegangenen Beiträge sind hier um zwei Beiträge der StipendiatInnen ergänzt. Der Beitrag des Leitungskollektivs markiert dabei noch einmal die grundsätzliche Linie der Positionen der PromotionsstipendiatInnen, wie sie sich als Ergebnis von zahlreichen Resolutionen und Beschlüssen der letzten Promovierendenkonferenzen bzw. -tagungen sowie zahlreicher regionaler Treffen und Vollversammlungen herausgestellt hat. Hierbei konnten wir auf Vorarbeiten der AG Auswahlkriterien und vor allem auf die Ergebnisse der AG Kooperationspartner in der Promotionsförderung zurückgreifen, die ihre Arbeit nach der PK unter dem griffigen Namen AG KuK (Kollegs und Kooperationen) fortsetzt. Die AG Interdisziplinarität nimmt sich in ihrem Beitrag einer von Gewerkschaften wie Stif-

tung gleichermaßen umworbenen Gruppe von Studierenden und Promovierenden an und entwickelte eine Reihe von Vorschlägen und Maßnahmen, wie die Steigerung der Zahl von kritisch, emanzipatorisch orientierten StipendiatInnen in naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen befördert werden kann.

POSITIONEN DER VERTRAUENS- DOZENTINNEN UND VERTRAUENSDOZENTEN ZUR PROMOTIONSFÖRDERUNG

Ingrid Mieth

Die Gruppe der Vertrauensdozent(inn)en ist recht heterogen, so dass es schwierig ist, diesbezüglich eine einheitliche Meinung darzustellen. Ich werde mich von daher im Folgenden an den Ergebnissen der Arbeitsgruppe »Neue Akzente der Promotionsförderung« der letzten VertrauensdozentInnen-Konferenz (VDK), die vom 31.10. bis 2.11.2003 in Zeuthen stattfand, orientieren, dies aber durch Aspekte ergänzen, die sich in Diskussionen innerhalb des Sprecherrates bzw. in Diskussionen zwischen Stipendiat(inn)en und VertrauensdozentInnen (VD) anlässlich sonstiger Zusammenkünfte und Konferenzen gezeigt haben. Die folgenden Ausführungen verstehen sich von daher als Zusammenfassung (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) einer auch innerhalb der VD kontroversen Diskussion.

ZUR FRAGE DER PROMOTIONSKOLLEGS UND INSTITUTIONELLER FÖRDERUNG

Auf der VDK in Zeuthen wurde in der Arbeitsgruppe »Neue Akzente der Promotionsförderung« Einigkeit darüber hergestellt, dass eine Förderung von Promotionen in Kollegs und im Rahmen institutioneller Kooperationen als sinnvoll erachtet wird. Dabei wird eine höhere Transparenz der Förderentscheidungen insbesondere bei den Förderkriterien gewünscht, da eine Abwägung aller Faktoren zum Gelingen eines Kollegs erforderlich sind [die Auswahl der zu fördernden Themen, die Güte der Exposés, das gewerkschaftliche und gesellschaftliche Engagement und die wissenschaftliche Qualifikation der Bewerber(innen)].¹

Zu diesem Punkt muss ergänzend erklärt werden, dass prinzipiell davon ausgegangen wird, dass Promotionskollegs und institutionelle Kooperationen eine Einzelförderung nicht ersetzen, sondern ergänzen sollen. Basis der Diskussion war die

1 Vgl. AG 5: Neue Akzente der Promotionsförderung, in: Protokoll der VDK in Zeuthen, S. 7.

auf der VDK im Bericht der Geschäftsführung genannte Quotierung von mindestens 50 % Einzelbewerbungen (in jedem Fall mindestens 40 Stipendien).²

Auf der VDK wurde ebenfalls zum Ausdruck gebracht, dass die Formulierung, dass »das eigene gewerkschafts- und/oder gesellschaftspolitische Engagement der Bewerberinnen und Bewerber (...) unabdingbares Kriterium« ist, erhalten bleiben soll. Alle an der Arbeitsgruppe beteiligten waren sich aber darin einig, dass dies im Falle der Promotionskollegs flexibel ausgelegt wird und Ausnahmen möglich sein müssen.³

Hintergrund dieser Position ist die Tatsache, dass die Einrichtung eines Kollegs auch für die beteiligten Hochschullehrer(innen) attraktiv bleiben muss. Eine Förderung durch die HBS ist für diese nicht die einzig mögliche und nicht unbedingt die attraktivste Form der Nachwuchsförderung. Kollegs sollen zwar prinzipiell nicht dazu dienen, den »persönlichen« Nachwuchs einzelner Hochschullehrer(innen) zu fördern, sondern einen wissenschaftlichen Nachwuchs heranbilden, der den Förderkriterien der HBS entspricht, und von dem von daher auch zu erhoffen ist, dass dieser später gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch an den jeweiligen Hochschulen aktiv wird. Allerdings können diesbezüglich immer auch Ausnahmen erforderlich sein, wenn z.B. bestimmte Hochschullehrer(innen) aus hochschulpolitischen oder -strategischen Gründen an ein Kolleg gebunden werden sollen oder wenn bestimmte Themen für das Kolleg insgesamt von zentraler Bedeutung sind und deshalb auch bestimmte Bewerber(innen), die diese Themen bearbeiten, eingebunden werden sollen. Solche u.ä. Fälle – die prinzipiell Ausnahmen und keinesfalls die Regelentscheidung sein dürfen – sollten nicht durch zu enge, bürokratische Grenzen blockiert werden.

FÖRDERUNG DES BERUFSZIELES WISSENSCHAFT

In der Arbeitsgruppe auf der VDK bestand ebenfalls Einigkeit darüber, dass die Promotionsförderung gezielt und mehr als bisher dazu führen soll, dass Stipendiat(inn)en in das Berufsfeld Wissenschaft einmünden sollen.⁴ Offen blieb dabei in der Diskussion auf der VDK, wie dies geschehen soll. Im Laufe des vergangenen Jahres wurde diese Frage innerhalb des Sprecherausschusses sowie in den stipendiatischen Kon-

2 Vgl. Bericht der Geschäftsführung, in: Protokoll der VDK in Zeuthen, S. 1.

3 Vgl. AG 5: Neue Akzente der Promotionsförderung, in: Protokoll der VDK in Zeuthen, S. 7.

4 Ebd., S. 8.

ferenzen, zu denen auch VD zugegen waren, mehrfach diskutiert. Prinzipiell wird das Bestreben der HBS, verstärkt wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern, der auch an den Universitäten verbleibt, unterstützt. Die offene Frage ist allerdings, ob dies tatsächlich über einen Ausbau oder eine stärkere Fokussierung der Promotionsförderung gelingen kann. Von Seiten der VD wurden in verschiedenen Zusammenhängen folgende Bedenken formuliert:

1. Es erscheint zweifelhaft, wie im Bewerbungsstadium entschieden werden kann, wer tatsächlich das Berufsziel Wissenschaft anstrebt. In den Bewerbungsunterlagen – so zeigen die Erfahrungen in Auswahl Ausschüssen – würde der größte Teil der Bewerber(innen) dieses Berufsziel angeben. An dieser Stelle nach den »realistischen Chancen« für einen derartigen Berufsweg zu entscheiden, bedeutet die Entscheidung für junge, geradlinige Wissenschaftsbiografien, die nicht unbedingt der Klientel der HBS entsprechen. Oft verfügen andererseits gerade »Karrieren außer der Reihe« – die eher dem ursprünglichen Klientel der HBS entsprechen – über die notwendige Zähigkeit, sich in diesem Berufsfeld durchsetzen zu können und schaffen – trotz schwieriger Ausgangspositionen und daher schlechter Prognosen – doch noch die Berufseinmündung in die Wissenschaft.
2. Ein Ausbau der Promotionsförderung in Richtung Berufsziel Wissenschaft erscheint nur dann als sinnvoll, wenn damit auch weiterhin Bewerber(innen) gefördert werden, die prinzipiell den gewerkschaftlichen und politischen Zielen der HBS entsprechen. Es erscheint sehr zweifelhaft, ob Personen, die diesen Kriterien nicht entsprechen, über eine Förderung durch die HBS so mit diesen Zielen vertraut gemacht werden können, dass sie sich im späteren Berufsfeld auch diesbezüglich engagieren. Eine allgemeine Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses ohne gewerkschaftlichen und/oder gesellschaftspolitischen Anspruch erscheint nicht im Sinne der Förderkriterien der HBS. Für diese Art der Förderung gibt es andere Begabtenförderwerke.
3. Ein Großteil der Altstipendiat(inn)en verlässt das Berufsfeld Wissenschaft nicht deshalb, weil kein Interesse oder mangelnde Fähigkeit dafür vorliegt, sondern weil es aufgrund des engen Stellenmarktes – oft genug trotz hervorragender Promotionen – nicht gelingt, dort einen beruflichen Einstieg zu finden. Erschwerend kommt hier sicherlich zum Tragen, dass Promovierende der HBS mitunter älter sind und von daher den rigiden deutschen Altersgrenzen »zum Opfer fallen« und Stipendiat(inn)en häufig weniger (als Promovierende mit Stellen an Universitäten) in die institutionellen universitären und interuniversitären Netzwerke eingebunden sind. Aus diesem Grunde stellt sich die Frage, ob eine stär-

kere Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an den Universitäten nicht eher durch eine gezielte Post-doc-Förderung der Personen, die bereits (erfolgreich) durch die HBS in Form von Promotionsstipendien gefördert worden sind, erreicht werden kann. Diskutiert wurden in diesem Zusammenhang z.B.

- die Schaffung von Post-doc-Stellen in Promotionskollegs der HBS (ggf. aus Eigenmitteln, da diese Stellen nicht aus Bundesmitteln finanziert werden können),
- die gezielte Einbindung von Altstipendiat(inn)en in Forschungsprojekte der HBS bzw. des WSI,
- der gezielte Ausbau der Altstipendiat(inn)enarbeit auch zum Zwecke der Unterstützung bei der Berufseinmündung,
- die Einrichtung von Stiftungs-Juniorprofessuren zur Förderung von Altstipendiat(inn)en,
- die bewusste Förderung des Stiftungsnachwuchses durch VD.

Kurz: Wenn der HBS daran gelegen ist, wissenschaftlichen Nachwuchs an den Universitäten zu fördern, der gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch aktiv ist, sollte sie verstärkt über einen Ausbau der Post-doc-Förderung und der Altstipendiat(inn)enarbeit nachdenken.

ZUR FRAGE DER ALTERSGRENZEN

Die Frage des Umgangs mit Altersgrenzen wird innerhalb der VD sehr unterschiedlich gesehen und diese Frage blieb auch auf der VDK strittig. So wurde dort festgestellt, dass es weder zur Diskriminierung älterer, aber auch nicht jüngerer Bewerber(innen) kommen sollte, dass der Auswahlausschuss in seinen Entscheidungen jeweils im Einzelfall zu prüfen habe, ob die Vorgaben der Richtlinien des Bundesministeriums eingehalten werden und dass die Praxis des Auswahlausschusses, oberhalb der Altersgrenze von 40 Jahren nur in Einzelfällen von außerordentlicher Bedeutung ein Stipendium zu vergeben, erhalten bleibt.⁵ Hintergrund dieser Position war auch hier die einleitend von der Geschäftsführung dargestellte Regelung, dass von Seiten der HBS im »Kontext des lebenslangen Lernens ein besonderes Förderprogramm entwickelt werden (soll), das vor allem Doktorandinnen, die sich z.B. nach der Phase der Kindererziehung wissenschaftlich weiter qualifizieren möchten, unterstützt. Hierfür

5 Ebd., S. 8.

sollen pro Jahr bis zu vier aus Eigenmitteln finanzierte Stipendien zur Verfügung gestellt werden.«⁶

Der Tatsache, dass auch diese Kompromisslösung nicht für alle VD konsensfähig ist, liegen v.a. folgende Bedenken zu Grunde:

1. Es wird kritisch angemerkt, dass die HBS durch Praktizieren einer Altersgrenze in einer Art »vorausgehendem Gehorsam« die bestehenden Strukturen an deutschen Hochschulen zementiert, anstatt politischen Veränderungswillen zu zeigen, diese zu reformieren. Das Problem der Altersgrenzen im Hochschulbereich ergibt sich v.a. durch die Regelungen des deutschen Beamtenrechts und der damit verbundenen Begrenzung des Berufungsalters. Zu fragen ist von daher, ob Gewerkschaften und damit auch die HBS nicht eher dazu beitragen sollten, dieses zu reformieren (und damit das Arbeitsfeld Wissenschaft auch stärker für »Karrieren außer der Reihe« zu öffnen), sowie gegen die in Deutschland offen praktizierte Alterdiskriminierung (nicht nur im Wissenschaftsbereich) anzugehen, anstatt derartige Grenzen antizipierend zu stabilisieren.
2. Es wird auf den Anspruch und die Erfahrung der HBS in der bisherigen Förderpraxis hingewiesen, für die bereits vor Jahren formuliert wurde, dass es bei der Förderung durch die HBS darum gehe, »einen anderen sozialen Erfahrungshorizont geltend zu machen als den – idealistisch verklärten und technokratisch verkürzten – des Bildungsbürgertums. Dieser andere soziale Erfahrungshorizont ist der von Menschen, die bereits aktiv im Erwerbsleben standen, und zwar meist in jenen Bereichen der gesellschaftlichen Arbeit, die Akademiker normalerweise allenfalls von oben sehen.«⁷ Es geht dabei nicht nur darum, einen Beitrag zur Herstellung von Chancengleichheit zu leisten und den Stipendiat(inn)en einen möglichst erfolgreichen Einstieg in das Berufsleben zu ermöglichen, sondern der (politische) Anspruch der Stiftung sollte auch darauf gerichtet sein, über die Studien- und Promotionsförderung den Charakter und den Inhalt der Hochschulen selbst zu verändern. Für diese hochschulpolitische Aufgabe erscheinen gerade ältere Studierende mit einer entsprechenden Lebens- und Berufserfahrung sowie Durchsetzungsvermögen besonders prädestiniert, die noch dazu vor dem Hintergrund ihrer Lebenserfahrung und gewerkschaftlichen/politischen Praxis Promotionsthemen bearbeiten und publizieren, die für diesen politischen Anspruch von besonderer Bedeutung sind.

6 Bericht der Geschäftsführung, in: Protokoll der VDK in Zeuthen, S. 2.

7 Axel Funke, Dirk Hartung, Beate Kraus, Reinhard Nuthmann: Karrieren außer der Reihe. Bildungswege und Berufserfolg von Stipendiaten der gewerkschaftlichen Studienförderung. Köln: Bund 1986, S. 220.

3. Den Bedenken gegenüber älteren Promovierenden liegt ein auf Universitäten begrenztes Wissenschafts- und Praxisverständnis zugrunde. Es gibt außerhalb der Universität viele Bereiche, in die die aus dem jeweiligen Praxisfeld kommenden Promovierenden nach erfolgreichem Abschluss der Promotion zurückkehren können, und in denen durchaus noch jenseits des 40. Lebensjahres realistische Aufstiegschancen bestehen. Besondere Beachtung sollte dabei auch dem Weg zu einer Fachhochschulprofessur zukommen, für die andere Kriterien als im universitären Bereich gelten. Gerade die (oft jahrelange) Praxiserfahrung vieler Stipendiat(inn)en prädestiniert diese für einen derartigen Weg und lässt eine Promotion auch jenseits des 40. Lebensjahres als durchaus berufsbiografisch sinnvoll erscheinen.

MEINE ANSPRÜCHE AN EINE GEWERKSCHAFTLICHE STIFTUNG

Wolfgang Neef

1. Eine gewerkschaftliche Stiftung, die Forschung fördert und finanziert, sollte im Gegensatz zu den herkömmlichen Forschungsförderungsorganisationen einen spezifischen inhaltlichen Anspruch formulieren. Es genügt also nicht, »Wissenschaftlichkeit« bzw. wissenschaftliches Vorgehen in Methode und Darstellung zu verlangen (die z.B. über klassische Gutachtersysteme gesichert werden); es genügt auch nicht, zur Vermeidung eines »Gießkannensystems« »Cluster« vorzugeben, etwa in Gestalt von Forschungsschwerpunkten – sicherlich werden durch die Schwerpunktsetzung bereits die praktischen Umsetzungsmöglichkeiten von Forschung im Sinne von Arbeitnehmerinteressen verbessert. Angesichts des Vorherrschens neoliberaler Zeitgeistdogmen und der Fetischisierung zentraler Begrifflichkeiten wie »Wachstum«, »Wettbewerb«, »Markt« in Bildung, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft ist es aber besonders Aufgabe einer gewerkschaftlichen Stiftung, sich bewusst in die Tradition der Aufklärung zu stellen. Das heißt: Gegen das herrschende Dogmengebäude eigenständiges Denken und Handeln zu setzen und damit diejenigen Wissenschaften und Wissenschaftler/innen, die in diesem Sinne »querdenken«, gezielt zu fördern.
2. In diesem Zusammenhang ist es Aufgabe gewerkschaftlich geförderter Wissenschaft, die scheinbare oder angebliche »Naturgesetzlichkeit« (die lediglich eine moderne Form der Mystik darstellt), die der herrschenden Ökonomie und dem Geldfetisch zugeschrieben wird, in Frage zu stellen. Im Bereich von Naturwissenschaft und Technik zählt dazu auch, das Muster »Schneller, weiter, höher« und generell »Mehr« kritisch zu untersuchen und die Zusammenhänge zwischen diesem Muster und der Natur- bzw. Umweltzerstörung, aber auch sozialen Problemen aufzuzeigen.

Man könnte dies in einen »Fragenkatalog« fassen, der etwa folgendermaßen aussehen könnte:

Mitwelterhaltung:

- Welches Niveau von Energie- und Materieströmen ist global verträglich?
- Wie tauschen wir die heutige Energie- und Stoffbasis aus?

- Wie gestaltet sich der Zusammenhang zwischen technischen Lösungen und Lebensweise?

Herstellung von Verallgemeinerbarkeit:

- Wo sind Nachbesserungen und Umbau von heutigen Techniken möglich?
- Wo ist ein Ausstieg nötig?
- Welche »Wechselwirkungen« ergeben sich zwischen regionalen und globalen Folgen?
- Welche Techniken sind per se naturverträglich?

Beendigung des »Wettlaufs ohne Sieger«:

- Chancen und Instrumente regionaler und lokaler Ökonomien und geschlossener Kreisläufe
- Welche Produkte sind dafür geeignet?
- Wie und wie umfangreich kann der Selbstversorgungsanteil bzw. die Eigenarbeit sein?

Verantwortung in der Technikgenese:

- Wie wird »Verantwortung« in Organisationen umgesetzt?
- Wie werden Diskurse organisiert, wie kann eine Koppelung lokal/global realisiert werden?
- Wie werden Ausbildungssysteme umgestaltet?
- Wie entwickelt sich die Mittel-Zweckbeziehung?

Zu diesen inhaltlichen Fragestellungen kommen klassische gewerkschaftliche Fragestellungen hinzu: Wie entwickeln sich die Arbeitsbedingungen in Bildung und Wissenschaft? Wie kann man der »Durchökonomisierung« dieser gesellschaftlich wesentlichen Bereiche begegnen? Wie kann man dafür sorgen, dass Zeit für wissenschaftstheoretische Reflexionen und Fragen nach den möglichen Folgen bleibt, also Abwägen von Nutzen und Risiken und Aufdecken der impliziten Gestaltungs-kriterien von Wissenschaft und Technik? Solche Reflexionen müssen Bestandteil von Wissenschaft auch dort werden, wo bislang rein fachlich-disziplinäre Kriterien und Fragestellungen eine Rolle spielten. Wie kann also generell Interdisziplinarität gefördert und in praktisch-wissenschaftlicher Arbeit realisiert werden? Zusammengefasst geht es aus meiner Sicht also um eine (wieder) stärkere Politisierung von Wissenschaft und das Herstellen gesellschaftlicher und ökologischer Bezüge in Natur- und Technikwissenschaften.

3. Wissenschaft ist nicht nur Analyse, sondern wirkt direkt oder indirekt gestaltend. Von einer gewerkschaftlich orientierten Stiftung erwarte ich daher, dass sie wissenschaftliche Mittel und Instrumente bereitstellen hilft, um Menschen bei der bewussten Gestaltung ihres Lebens (individuell und kollektiv) und der gesellschaftlichen Strukturen zu unterstützen. Das heißt, sie sollte dazu beitragen, eine politisch handlungsfähig machende Wissenschaft und Technik gerade für diejenigen zu schaffen, die nicht an den »Schalthebeln« wirtschaftlicher und politischer Macht sitzen: Also den Aufbau von Gegenmacht wissenschaftlich begleiten.
4. Das bedeutet zugespitzt, dass Disziplinen und Traditionen der Wissenschaft und ihre (scheinbare) »Autonomie« kritisch überprüft werden: Wo wird unter »Autonomie« im wissenschaftlichen Raum eher Lebensferne verstanden? Wo ist Autonomie aufgrund von ökonomischen Einflüssen nur scheinbar vorhanden? Wie sind bei Wahrung wissenschaftlicher Unabhängigkeit und methodischer Sauberkeit die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Leben enger und für beide Seiten fruchtbarer zu gestalten? Wie sind also interdisziplinäre und gleichzeitig ins gesellschaftliche Umfeld hineinragende Projekte gegen den »Mainstream« in Gang zu setzen? Hier haben wir an der TU Berlin im Zentrum Technik und Gesellschaft und in meiner Einrichtung, Zentraleinrichtung Kooperation, einige Ansätze und Erfahrungen zu bieten.
5. Es war auch nach den Promotionskollegs der Stiftung gefragt. Diese scheinen mir für diese Zielsetzungen gut geeignet, wenn gleich ich weiß, dass es erforderlich ist, auch ganz individuelle und eigenständige Ideen und Arbeiten weiter zu fördern – mit einer entsprechenden Verteilung der Stipendien dürfte dies auch zu sichern sein. Promotionskollegs sind gut geeignet, um Interdisziplinarität zu fördern, zur Kooperation zu nötigen, wechselseitige Synergien und Kritikmöglichkeiten zu eröffnen und von den üblichen Wissenschaften vernachlässigte Themenschwerpunkte zu fördern – besonders jene, die wenig Zugang zu Finanzmitteln aus den üblichen Quellen haben.
6. Aus alldem folgt, dass »gesellschaftliches Engagement« als Förderkriterium eher eine größere Rolle spielen sollte als bisher – verbunden möglichst mit wissenschaftlichem Engagement, bezogen auf die o.g. Themenstellungen.
7. Damit sind gleichzeitig die Kriterien für institutionelle Kooperationen formuliert: Kooperationen sollten mit solchen Institutionen stattfinden, die zwar nicht im gewerkschaftlichen Sinne »parteilich«, aber wissenschaftlich ebenso bereit und in der Lage sind, das beschriebene »Querdenken« und die innovativen Bereiche zwischen den Disziplinen zu fördern. Davon gibt es wohl nicht allzu viele.

FIKTIVES INTERVIEW

Bernd Kaßbaum

Vorbemerkung: Ich wurde wie die anderen Teilnehmer der Diskussionsrunde gebeten, die in Wertpfehl geäußerten Gedanken zusammenzufassen. Aus zwei Gründen habe ich gebeten, auf dieses Verfahren zu verzichten. Erstens ist die Entwicklung heute wesentlich weiter als wir sie gemeinsam in Wertpfehl vorfanden. Der Promotionsausschuss und der Vorstand der Stiftung haben das »Akzentsetzungspapier« mittlerweile beschlossen. Zweitens sollten wir Reaktionen auf Thesen zusammenfassen, die auf Wandzeitungen dargestellt waren, die uns aber nicht mehr zur Verfügung gestellt werden konnten. Ich habe deshalb vorgeschlagen, ein fiktives Interview zu probieren, das entlang der mir übermittelten Stichwörter aufgebaut ist. Probieren wir den Weg also aus, lassen wir uns auf eine virtuelle Arbeits-ebene ein, die zweifelsohne spielerische Momente enthält, in ihren inhaltlichen Aussagen jedoch ernst gemeint ist.

Frage: In der Diskussion um das »Akzentsetzungspapier« wird das Problem der Transparenz der sog. Vorauswahl angesprochen. Welche Vorstellungen hast du dazu?

Erst einmal muss man auf die Frage eingehen, warum überhaupt eine Vorauswahl notwendig ist. Und hier ist die Sachlage eindeutig. Erfreulicherweise wird von immer mehr Promovendinnen und Promovenden die Stiftung als Adresse möglicher Förderung wahrgenommen. Doch werden Anträge in einer Größenordnung gestellt, welche die Arbeitskapazitäten des Ausschusses, ich denke aber auch die Möglichkeiten der Begutachtung durch Vertrauensdozentinnen und -dozenten und der Stipendiatinnen und Stipendiaten übersteigen. Zudem geraten Förderwünsche und -möglichkeiten in immer größeren Gegensatz. Dafür verantwortlich ist der von allen gewollte Modus der Direktbewerbung, der dazu führt, dass die Mehrzahl der Anträge über diesen Weg an die Stiftung gelangen.

Man muss demzufolge ein Verfahren finden, diejenigen Anträge in Obhut der Stiftung entscheiden zu lassen, die definitiv keine Chance haben. Dieses Verfahren ist legitim und wird auch von keiner der beteiligten Gruppen in Frage gestellt.

Der Ausschuss hat gemeinsam mit den Kollegen der Stiftung die Kriterien diskutiert, nach denen diese Vorauswahl stattfinden soll und hat unter dem Strich bisher gute Erfahrungen gemacht. In jüngster Zeit ist die Stiftung auf Wunsch des Aus-

schusses dazu übergegangen, systematischer über die Sachstände zu informieren. Auch dies wird ausdrücklich begrüßt.

Aus meiner Sicht ist es ausreichend, über die Anwendung der verabredeten Kriterien zu wissen und über die Möglichkeit zu verfügen, in Einzelfällen gezielt nachzufragen. Statistiken darüber, welche Gruppen nicht in das Verfahren kommen, sind aus meiner Sicht aufgrund der verabredeten Positivauswahl derer, die auf jeden Fall in die Verfahren kommen, nicht sinnvoll und auch nicht wünschenswert.

Unterscheiden müssen wir zwei Ebenen der Öffentlichkeit. Bisher habe ich von der ausschussinternen Öffentlichkeit gesprochen, über die Notwendigkeit der Transparenz zwischen Stiftung und Ausschuss. Wesentlich sensibler stellt sich die Frage der Ausschuss übergreifenden Öffentlichkeit, da wir hier alle Informationen an dem Schutz der Bewerberinnen und Bewerber und der Gutachterinnen und Gutachter messen müssen.

In seiner letzten Sitzung in 2003 hat der Promotionsausschuss nochmals die Kriterien bekräftigt, nach denen positiv Bewerbungen auf jeden Fall in den Ausschuss gelangen. Die nach diesen Kriterien ausgesuchten Bewerbungen machen im Durchschnitt ca. 80 Prozent der Anträge für eine Sitzung aus. Dazu gehören bis auf wenige Ausnahmen z.B. die Anträge von Gewerkschaftsmitgliedern und von Altstipendiatinnen und Altstipendiaten, Anträge aus den Promotionskollegs und den verabredeten institutionellen Förderungen sowie Anträge, deren wissenschaftliche Betreuung durch VDs gegeben ist oder Anträge, zu denen das Referat von Altstipendiatinnen und Altstipendiaten besondere unterstützende Hinweise erhält. Der Rest wird aufgefüllt durch Anträge, die aus Sicht des Referates eine besondere Erfolgsaussicht haben und die möglichst der Struktur des Antragspaketes entsprechen sollen. Unterrepräsentierte Gruppen wie z.B. Frauen, Migranten, Naturwissenschaftler/Ingenieure werden nach Möglichkeit vorrangig berücksichtigt. Aufgrund der hohen Bewerberzahl und der erwarteten Zahl möglicher Bewilligungen musste der Ausschuss die Vorauswahl ausnahmsweise erweitern in Bezug auf jene Bewerbungen, die qualitativ keine Chancen besitzen. Darunter fallen auch Bewerbungen von Gewerkschaftsmitgliedern, die allerdings nur nach Rücksprache und Zustimmung der betroffenen Gewerkschaft bereits in der Vorauswahl entschieden werden können.

Diese Situation, die niemanden glücklich macht, droht sich zu verschärfen, wenn sowohl die Zahl der Antragstellerinnen und Antragsteller wie auch die Zahl der erforderlichen Absagen aufgrund von öffentlichen Mittelleinsparungen weiter wächst. Damit steigt nicht nur der Frust bei Bewerberinnen und Bewerbern; es sinkt auch die Glaubwürdigkeit der Stiftung, die stellvertretend für die öffentliche Hand die

Mittelknappheit zu vertreten hat. Es entsteht damit einerseits ein Glaubwürdigkeitsproblem, da sich viele ohne reale Erfolgchance an die Stiftung wenden, andererseits ein bildungspolitisches Problem, auf das Gewerkschaften und Stiftung gemeinsam eingehen müssen.

Wie wichtig sind dir Förderungen von Menschen des zweiten Bildungsweges? Steht die Altersregelung in dem »Akzentsetzungspapier« der Förderung des Zweiten Bildungsweges (ZBW) nicht im Wege?

Ganz wichtig! Sieht man die vielen Schließungstendenzen im Bildungssystem, sei es im schulischen Bereich bei den immer größeren Hürden zwischen den Schulformen, an der Hochschule z.B. zwischen Lehrberuf und Studium, nimmt man zudem die Zahlen über die soziale Selektion in unserem Bildungssystem usw., dann ergibt sich die Relevanz aus meiner Sicht von allein.

Wir brauchen mehr Jugendliche und junge Erwachsene mit arbeitsweltlichen Hintergründen an den Hochschulen und auch in der Promotion. Die Gewerkschaften müssen darauf Einfluss nehmen, dass arbeitsweltlich erfahrene und in der Mehrzahl auch gewerkschaftlich organisierte Menschen in dieser Gesellschaft in Führungsaufgaben hineinwachsen können. Deshalb ist aus meiner Sicht der Zweite Bildungsweg in der Bewerbung immer ein wichtiger, wenngleich nicht ausschließlicher Bonuspunkt. Dem entspricht übrigens das besondere Augenmerk auf Promotionen aus Fachhochschulen.

Die in der Diskussion immer wieder auftauchende Frage ist, ob die nach der Diskussion mit den Stipendiatinnen und Stipendiaten sowie mit den Vertrauensdozentinnen und -dozenten gefundene Regelung im »Akzentsetzungspapier« eine Förderung von Bewerberinnen und Bewerbern des Zweiten Bildungsweges erschwert. Heute beträgt das durchschnittliche Alter der Stipendiatinnen und Stipendiaten bei Förderbeginn in der Promotionsförderung 31,6 Jahre. Der überwiegende Teil der Bewerbungen aus dem Zweiten Bildungsweg ist nach meiner Beobachtung bei Antragsbeginn unterhalb von 40 Jahren. Nur ein kleiner Teil, im März 2004 16 Bewerbungen, sind bei Förderbeginn 40 Jahre oder älter. An ihnen lässt sich nur bedingt das Problem ZBW festmachen. Hier ragen andere, z.B. Lebensumstände, außergewöhnliche Studier- und Erwerbsbiographien und überdurchschnittliches Engagement mit größten Zeitanteilen ineinander. Systematisch ist dies in der Diktion, wie sie in der politischen Landschaft diskutiert und von den anderen Förderwerken wesentlich härter umgesetzt wird, keine »Nachwuchsförderung«.

Trotzdem muss auch älteren Bewerberinnen und Bewerbern eine Chance gegeben werden. Zudem der demographische Wandel uns mittelfristig dazu zwingen wird, den Begriff des »Nachwuchses« nicht mehr so eng an ein Lebensalter zu binden.

Auch in Zukunft sind bei außerordentlichem Interesse einer Gewerkschaft Förderungen von Bewerberinnen und Bewerbern möglich, die älter als 40 sind. Zudem hat die Stiftung – was aus Sicht der Gewerkschaften ebenfalls nicht unbedeutend ist – festgelegt, im Jahr 4 Förderungen explizit als Förderung älterer Bewerberinnen und Bewerber zu entscheiden. Sie schafft sich damit die Möglichkeit, Promotionen auch jenseits des in der öffentlichen Debatte eng geführten Begriffes »wissenschaftlichen Nachwuchses« zu fördern und eine Option lebensbegleitender Promotionsförderung zu entwickeln. Wir kommen damit sogar in eine bessere Situation als bisher, in der wir ältere Bewerberinnen und Bewerber »verstecken« mussten. Die bewusste Förderung macht eine spätere Evaluation und über sie eine bewusste Forderung an öffentliche Förderung möglich.

Welche Vorstellungen hast du hinsichtlich der Kooperationspartner und Kollegs, siehst du Grundlagen für die Zusammenarbeit, wie wichtig ist die Ausrichtung der Institution, ist die Gebührenfrage ein KO-Kriterium?

Die Promotionskollegs wurden in erster Linie eingerichtet, um die wissenschaftliche Ausbildung und Förderung der Promovierenden zu verbessern. Daher wurden Kriterien definiert, welche die Ausbildungsqualität im Verhältnis zur Forschungsqualität im Unterschied zu den Graduiertenkollegs ausdrücklich höher bewerteten. Dieser Weg wurde von den Gewerkschaften von Anfang an unterstützt. Zwischen- und Abschlussberichte der Kollegs weisen darauf hin, dass die Abschlussquote höher ist als bei der Einzelförderung. Natürlich sind die Kollegs damit auch an die inhaltliche und politische Ausrichtung der HBS zu binden.

Dabei war das Verhältnis zwischen institutioneller Förderung und Einzelförderung natürlich ebenso wichtig. Die zwischenzeitlich wiederholt getroffenen Festlegungen dieses Verhältnisses sind aus gewerkschaftlicher Sicht gangbar und vernünftig. Tatsächlich ist der Anteil geförderter Promotionen in Promotionskollegs und institutionellen Förderungen mit zur Zeit ca. 18 Prozent weit unter dieser Grenze. Wir beobachten sehr genau diese Entwicklung, vor allem, weil uns auffällt, dass viele Bewerberinnen und Bewerber, die sich über die Kollegs bewerben, über ein mangelhaftes gesellschaftliches und selten über ein gewerkschaftliches Engagement verfügen.

Jedes Kolleg oder jede Institution verfügt nach positiver Entscheidung bei zehn bewilligten Stipendien über ein Fördervolumen von mindestens 130 000,00 € pro Jahr. Deshalb verlangt die Zusammenarbeit eine besondere Sorgfalt. Der Ausschuss hat mehrfach über die Frage diskutiert, wie er aus der reaktiven Haltung gegenüber einer überwiegend aus den Sozialwissenschaften kommenden Antragslage in eine aktive, eher steuernden Position kommt. Mit der Ausschreibung der Gender-Kollegs wurde dieser Weg z.B. explizit versucht. Bilaterale Kontakte in die Naturwissenschaften oder Ingenieurwissenschaften haben sich in der Mehrzahl als Misserfolg erwiesen. Diese Situation kann auf Dauer nicht befriedigen. Die derzeitige Bewilligungspraxis führt in die Schwierigkeit, auch relativ ausgereifte Anträge ablehnen zu müssen, Anträge, an denen Wissenschaftlergruppen mit viel Energie und Sachverstand gearbeitet haben. Deshalb wurde der Beantragungsweg insoweit vereinfacht, dass der Ausschuss eine Vorentscheidung auf der Basis relativ knapper Exposés finden will und damit Ablehnungen nicht mehr in dem Maße wie bisher zeitökonomischen Probleme aufwerfen. Es ist zu hoffen, dass der Ausschuss so mehr Souveränität in Bezug auf die Themenstellungen bekommt. Nach wie vor sind Promotionskollegs zu wünschen, die sich auch auf Ingenieur- und Naturwissenschaften beziehen, welche arbeitsweltbezogene Themenstellungen aufgreifen oder die an gesellschafts- und gewerkschaftspolitisch zentralen Fragen arbeiten wollen.

In der Gewichtung behält die Qualität der Ausbildung, z.B. die Qualität promotionsbegleitender Veranstaltungen, Beratungen und Qualifizierungen, die Qualität des kolleginternen und des kollegüberschreitenden Diskurses, die Frage, ob Schreibwerkstätten und Werkstätten für wissenschaftliches Arbeiten angeboten werden, großes Gewicht. Wir dürfen nicht den gleichen Fehler machen wie die Hochschule, die die Lehre wenig, die Forschung überbewertet. Deshalb kann z.B. die Zusammenarbeit im institutionellen Bereich etwa mit einem universitären Graduiertenzentrum deshalb von Interesse sein, weil dort promotionsbegleitende Maßnahmen von besonderem Wert angeboten werden. Bisher hat der Ausschuss erste Vereinbarungen mit Institutionen getroffen, die für alle Beteiligten noch Experimentierstadium haben. Kriterien der Zusammenarbeit müssen schrittweise mit den Erfahrungen dieser Zusammenarbeit entwickelt werden. Nimmt die Institution Gebühren, d.h. praktisch ja besondere Gebühren z.B. im weiterbildenden Bereich, so ist darüber sehr ernsthaft zu befinden. Wir wissen, dass Studiengebühren eine weitere Schwelle für junge Menschen aus sozial schwachen Familien darstellen. Deshalb dürfen wir nicht davor zurückschrecken, auch einmal die Zusammenarbeit abzulehnen.

Ein besonderes, bis heute nicht zufriedenstellend gelöstes Problem stellt die Auswahl der Promovendinnen und Promovenden durch die Kollegs und Institutionen dar. Nur selten entsprechen die Bewerberinnen und Bewerber kritiklos den gewerkschaftlichen Vorstellungen an gesellschaftlichem und gewerkschaftlichem Engagement, oft sind auch die Exposees nicht von der Qualität, welche der Ausschuss für eine positive Bewilligung anerkennen kann. Es reicht m.E. nicht, die Hochschulen auf die besonderen Förderkriterien der Stiftung hinzuweisen, die diese dann aufgrund der immer größer werdenden Distanz zu den Gewerkschaften oft nur halbherzig umsetzen. Die Institutionen müssen verpflichtet werden. Auf Dauer ist es keine Lösung, wenn es erst im Ausschuss zu einer kritischen Bearbeitung dieser Problemfälle kommt. Es ist für die Bewerberinnen und Bewerber besonders schmerzhaft, wenn sie im Ausschuss negativ beschieden werden, wenn sie die kolleginternen Bewerbungsverfahren hinter sich gebracht haben. M.E. müssen wir in Zukunft früher ansetzen und auch andere Weg gehen, z.B. indem für die Kollegs und Institutionen gezielt auch im gewerkschaftsnahen wissenschaftsöffentlichem Umfeld geworben wird oder Vertreterinnen oder Vertreter des Ausschusses sich schon in die Auswahl am Hochschulort einmischen. Hier sind dringend bessere Wege zu definieren, ohne dass damit an den Entscheidungskompetenzen des Ausschusses gerüttelt würde.

Wie siehst du die Evaluierung der Kollegs, was folgt daraus für die ideelle Förderung der Stiftung?

In wenigen Tagen liegt der Evaluierungsbericht vor. Er muss im Ausschuss, bei den Stipendiaten und Vertrauensdozenten ausführlich diskutiert werden. Dabei sollte die Diskussion sich von zwei Fragen leiten lassen: wie können wir die Zusammenarbeit mit den Kollegs und Institutionen, die heute schon ein positiver Ausweis der Stiftung sind (!), verbessern? Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus den Qualifizierungsmaßnahmen und Arbeitszusammenhängen der Kollegs für die ideelle Förderung der Stiftung ziehen? Natürlich hat der Weg der Kollegs den gewünschten Effekt, auch die Qualität der Unterstützung in der Einzelförderung zu verbessern. Dies ist eines der nächsten großen Themen.

Zum Schluss: hast du konkrete, auf die Promotionsförderung bezogene Wünsche, die bisher keinen Platz hatten?

Ob es die alten Hochschuluntersuchungen von Bourdieu sind – ich denke z.B. an »Die Illusion der Chancengleichheit« oder neuere u.a. von Winkler zum Zusam-

menhang von Karrieren und sozialer Herkunft, es bleibt die Hoffnung, dass die Stiftung dazu beiträgt, Menschen mit Arbeitswelterfahrungen, Menschen aus sozial schwächeren Familien oder mit ausgeprägtem sozialen und gewerkschaftlichem Bewusstsein zu fördern und ihnen damit eine Brücke in Leitungsfunktionen in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft zu bauen. Dabei ist mir durch Tätigkeiten und gewerkschaftliche Festlegungen an anderer Stelle insbesondere wichtig, Studierende aus den Ingenieurwissenschaften und der Informatik in die Förderung zu bekommen, dort mit ihnen zu arbeiten und sie auf diesem Weg schrittweise auch zu einer durch die Stiftung geförderten Promotion zu ermutigen. Dies ist ein Stück Zukunftsmusik. Möglicherweise wird dies ein Erfolg der aus meiner Sicht erfolgreichen Arbeit in den »Clustern« sein. Vielleicht gelingt der Schritt – und nun denke ich noch weiter hinaus – über die institutionelle Zusammenarbeit mit einer bei Ingenieurstudierenden angesehenen universitären Institution. Vielleicht könnte man sich eines Tages sogar vorstellen, dass über die Zusammenarbeit mit einem universitären Institut auch ein Forschungsbereich eines großen Unternehmens eingebunden wird. Dies wäre in den Ingenieur- und Naturwissenschaften sowie für die Informatik deswegen attraktiv, da viele Promotionen an betriebliche Projekte gebunden sind. Dafür müssten dann allerdings noch zusätzliche Kriterien entwickelt werden.

»WAS HEISST HIER EIGENTLICH GEWERKSCHAFTLICH?«

Gerd Köhler

SIEBEN THESEN

1. Wir wollen, dass das Tempo des wissenschaftlich-technischen Fortschritts an das Tempo seiner sozialen Beherrschung gebunden wird. Menschen sollen nicht Objekte dieser Entwicklungen sein, sie sollen sie im eigenen individuellen und im gesellschaftlichen Interesse mitgestalten können.
2. Zwei Grundhaltungen lassen sich aus dieser These ableiten:
 - Wenn Menschen nicht die Chance erhalten, ihre Zukunft mitgestalten zu können, werden sie sich gegen den vermeintlichen Fortschritt stellen. Durch die Verweigerung von Partizipation sind wesentliche Teile der Technik heute auch der Globalisierungskritik zu erklären.
 - Die Gegenstrategie fordert »Bildung für alle« und »Teilhaberecht an Bildung und Wissenschaft«. Sie sind Grundlage für das politische Konzept, »Innovation durch Partizipation« zu erreichen.
3. Gewerkschaftliche Bildungs- und Wissenschaftspolitik will vor diesem Hintergrund soziale Benachteiligung beim Zugang zu Bildung und Wissenschaft abbauen. Sie reicht von der besonderen Förderung von Arbeiterkindern durch den Zweiten Bildungsweg oder BAföG bis zur Gender-Politik zur Reduzierung geschlechtsspezifischer Diskriminierungen. Sie versucht, die Lebens- und Arbeitsbedingungen von ArbeitnehmerInnen zum Gegenstand der Hochschulforschung zu machen oder durch Kooperationsstellen neue Formen der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu entwickeln. Dazu gehört auch, die Angebote lebenslangen Lernens für Lernwillige ohne traditionelle Hochschulzugangsberechtigung zu eröffnen. Gewerkschaftliche Politik zielt auch darauf, regionale und nationale Benachteiligungen abzubauen. Deswegen tritt sie für eine regionale Strukturpolitik in den ostdeutschen Bundesländern und eine aktive Transformationspolitik in den mittel- und osteuropäischen Beitrittsländern der EU ein.

4. Wissenschaft soll Menschen helfen, die sozialen, aber auch die unsozialen Folgen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu erkennen, zu analysieren und Konzepte zu entwickeln, wie sie nachhaltig, im sozialen Interesse genutzt oder aber auch eingegrenzt oder vermieden werden können. Wissenschaft sollte sich auch als gesellschaftliches Frühwarnsystem verstehen.
5. Diesen Anforderungen kann nur eine eigenständige Wissenschaft gerecht werden. Die individuelle Freiheit und die institutionelle Autonomie müssen gewährleistet werden, damit Wissenschaft neben ihren »konstruktiven« Beiträgen zur Lösung gesellschaftlicher Probleme auch ihre kritisch-aufklärerische Funktion wahrnehmen kann: Wissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung.
6. Deswegen wehren wir uns dagegen, dass – dem neoliberalen Konzept entsprechend – »Markt und Mode« die Arbeit in den Hochschulen und Forschungseinrichtungen bestimmen. Wir verstehen Bildung und Wissenschaft nicht als handelbare Dienstleistungen. Für uns sind sie keine Waren, sondern öffentliche Güter, Teile der öffentlichen Daseinsvorsorge. Die Schlussfolgerung daraus heißt, dass wir die im ideologischen Wortmüll verschütteten sozialstaatlichen Traditionen neu beleben und so weiterentwickeln, dass sie als demokratische und soziale Alternativen erkennbar werden. Nur wenn wir selbst offen dafür eintreten, werden wir andere überzeugen und neue Mehrheiten gewinnen.
7. Mit und bei jungen Menschen diese sozialen Lernprozesse voranzubringen ist emanzipatorische Bildungspolitik. Diese strategischen Überlegungen werden in der meist tagespolitisch verkürzten Debatte vernachlässigt. Das lässt uns ändern!

STIPENDIATISCHE PERSPEKTIVEN EINER ZUKÜNFTIGEN PROMOTIONSFÖRDERUNG

LK der Promovierenden

Nachdem im Sommer und Herbst 2003 auf zahlreichen Abendveranstaltungen regionaler StipendiatInnengruppen, auf der VertrauensdozentInnenkonferenz und zuletzt auf unserer Promovierendenkonferenz in Werftpfuhl unter und zwischen Gewerkschafts- und StiftungsvertreterInnen, VertrauensdozentInnen und PromotionsstipendiatInnen über die Ausrichtung der Bildungs- und Forschungsförderung diskutiert und gestritten wurde, möchten wir an dieser Stelle noch einmal die wichtigsten Ideen und Forderungen der Promovierenden zusammenfassen. Wenngleich mit dem vom Auswahlausschuss Promotionsförderung, dem Gesprächskreis Studienförderung und dem Vorstand beschlossenen Papier »Neue Akzente der Promotionsförderung und der Auswahlpraxis«, kurz: das »Neue Akzente-Papier« eine Auswahlpraxis festgehalten und einige Perspektiven für die zukünftige Arbeit und Ausrichtung formuliert wurden, so bedeutet dies in keiner Weise, dass damit auf längere Sicht jede weitere Diskussion überflüssig würde. Dies widerspräche nicht nur der Logik und inneren Dynamik eines Gremiums wie dem Auswahlausschuss, in dem in der laufenden Arbeit, bei der konkreten Auswahl die Interessen und Vorstellungen der Mitglieder zusammengebracht werden müssen und sich so Veränderungsbedarf ergibt. Es wird auch in dem Papier »Neue Akzente in der Promotionsförderung und der Auswahlpraxis« zum Ausdruck gebracht, nennt es doch eine Reihe von Zielvorstellungen und Absichtserklärungen wie auch konkret in nächster Zeit umzusetzende Vorhaben (»Pipeline«), die in ihrer Umsetzung Fragen und Probleme aufwerfen und Revisionen der derzeitigen Verfahrenspraxis erforderlich machen werden.

Insofern verstehen wir Promovierende die Verabschiedung dieses Papiers als Auftakt für einen neuerlichen Diskussionsprozess um die Ausgestaltung und konkrete Weiterführung dieser Vorstellungen. Drei Aspekte sind dabei aus unserer Sicht zentral:

1. Die Bedingungen der Einrichtung von Kollegs und institutionellen Kooperationen, die
2. unter Beachtung des (spezifischen) Profils und der Zielrichtung(en) der Förderung der Hans-Böckler-Stiftung zu erfolgen hat, und

3. die differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Promotion samt zielführender Verbesserung der spezifischen Arbeitsstrukturen.

GRUNDSÄTZE ZUR EINRICHTUNG VON KOLLEGS BZW. DEM EINGEHEN VON INSTITUTIONELLEN KOOPERATIONEN

In dem »Neue Akzente-Papier« wird perspektivisch der Anteil der in Kollegs und im Rahmen institutioneller Kooperationen geförderten Promovierenden mit je 25% der jeweils neu zu vergebenden Stipendien angegeben. Damit wird ein bedeutender Anteil der Promotionsförderung in anderen als den bisherigen Zusammenhängen stattfinden. Um aber auch weiterhin die Grundideen der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung zu bewahren, gilt es aus unserer Sicht eine Reihe von Grundsätzen festzuschreiben. Sie sollen gewährleisten, dass einerseits der besondere Charakter und politisch-gesellschaftliche Anspruch, der bisher die Studien- und Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung bestimmt hat und gerade in den Kriterien der Auswahl und der ideellen Förderung ihren Ausdruck fand, auch in der Zusammenarbeit mit Institutionen außerhalb des bisherigen Stiftungskontextes erhalten bleibt. Gleichzeitig möchten wir mit unseren hier ausgeführten Grundlinien und Vorschlägen einen Transfer befördern, auf dass die positiven Effekte und Erfahrungen, die sich beim Promovieren in Kollegs und Kooperationen ergeben, letztendlich für alle StipendiatInnen fruchtbar gemacht werden können.

Für unverzichtbar halten wir es, dass die Hans-Böckler-Stiftung bei der Ausschreibung, Auswahl, Einrichtung, Begleitung und Evaluation von Kollegs und institutionellen Kooperationen offensiv für ihre Grundideen eintritt und diese sowohl den StipendiatInnen als auch den Hochschulen und HochschullehrerInnen in aller Deutlichkeit vermittelt. Zu den Grundideen zählen insbesondere das Selbstverständnis der Hans-Böckler-Stiftung als einer gewerkschaftsnahen Stiftung, das Ziel einen Beitrag zum Abbau sozialer Ungleichheit zu leisten, Mitbestimmung und Demokratie zu fördern, sich für menschengerechte Arbeits-, Lebens und Wirtschaftsverhältnisse stark zu machen wie auch die aktive Unterstützung des gewerkschaftlichen bzw. gesellschaftspolitischen Engagements der von ihr geförderten StipendiatInnen.

Die Hans-Böckler-Stiftung betreibt mit der Einrichtung von Kollegs und Kooperationen nicht nur Bildungs-, sondern auch Forschungsförderung. Daher sollte sie auch unmittelbar in die gewerkschaftliche Forschungspolitik der Stiftung eingebunden und mit ihr verzahnt werden. Die Ziele von Kollegs und institutionellen

Kooperationen sind in einem Kriterienkatalog zu benennen. Dieser Katalog hat dabei nicht nur die thematische Relevanz zu betrachten, sondern auch die institutionellen Rahmenbedingungen aufzuführen wie etwa demokratisch verfasste Binnenstrukturen der Kollegs, Verzicht auf Studiengebühren, Evaluationsanforderungen sowie Möglichkeit zur Teilnahme an Vertretungsarbeit bzw. Gremienarbeit in der Stiftung.

AUSWAHLKRITERIEN

Unabdingbares Auswahlkriterium für die Aufnahme in die Förderung, und hier sind sich – dies hat zuletzt das »Neue Akzente«-Papier gezeigt – auch alle Verantwortlichen und Beteiligten einig, ist auch bei der Aufnahme in Kollegs und Kooperationen das gewerkschaftliche und gesellschaftspolitische Engagement der BewerberInnen. Es muss deshalb klar erkennbar in sämtlichen Ausschreibungen der Kollegs als Förderbedingung enthalten sein. Zudem erscheint es sinnvoll, gerade auch von Seiten der Hans-Böckler-Stiftung für die Plätze in den eingegangenen Kooperationen und eingerichteten Kollegs in für die erwünschte Zielgruppe einschlägigen Publikationsorganen wie Gewerkschaftszeitungen und -zeitschriften, Internetforen, Fachzeitschriften etc. zu werben. Hierzu gehört auch, StipendiatInnen der Studienförderung bereits im Vorfeld auf diese Einrichtungen und die dort bestehenden Promotionsmöglichkeiten aufmerksam zu machen.

Dies könnte ein Bestandteil einer zielgruppenadäquate Förderpolitik für Promotionsstipendien sein, die unter Beteiligung der StipendiatInnen entwickelt werden sollte. Entsprechend der Traditionen und dem Selbstverständnis der Hans-Böckler-Stiftung sind dabei vorrangig Menschen mit gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Engagement, mit »ungeraden« Biographien und aus gesellschaftlich benachteiligten Gruppen zu fördern. Alle Entscheidungen über die Einrichtung von Kollegs und das Eingehen von institutionellen Kooperationen einschließlich der Vorauswahl, und dies sollte für eine Mitbestimmungsstiftung selbstverständlich sein, sollten transparent unter Beteiligung der StipendiatInnen getroffen werden.

TRANSPARENZ UND STANDARDISIERUNG DER BEWERBERINNENAUSWAHL

Das Anforderungsprofil eines Stipendiums in einem Kolleg oder in der Einzelförderung unterscheidet sich zum Teil in Eigenschaften, die weniger mit der Qualität des Vorhabens und Exposés als vielmehr mit Spezifika des Kollegs zu tun haben, die in Ausschreibungen nicht ohne weiteres erkennbar sein müssen und schließlich dazu führen können, dass qualifizierte Projekte von BewerberInnen abgelehnt werden. Daher soll ihnen die Möglichkeit offenstehen, sich (auch zeitgleich) um ein Promotionsstipendium in einem Kolleg wie auch in der Individualförderung zu bewerben.

Um solchen Missverständnissen vorzubeugen, vor allem aber, um ein faires Verfahren nach nachvollziehbaren Kriterien zu gewährleisten, sind diese und die Praxis der Entscheidungsprozesse für die Vergabe von Stipendien transparent zu machen. Umgekehrt sollten differenzierte Daten erhoben werden, die Auskunft über die Struktur der abgelehnten BewerberInnen geben.

Die Auswahl aus dem Kreis der vorgeschlagenen StipendiatInnen muss ausschließlich von der Hans-Böckler-Stiftung getroffen werden. Dabei ist darauf zu achten, dass in jedem Einzelfall die allgemein geltenden Auswahlkriterien zur Anwendung kommen und keine Auswahlverfahren abgekürzt werden.

EVALUATION

Die eingerichteten Kollegs und Kooperationen müssen systematisch evaluiert werden. Diese Evaluation muss neben dem wissenschaftlichen Gehalt auch die Einhaltung der Förderkriterien umfassen – sowie die Arbeitsbedingungen für die PromotionsstipendiatInnen wie Betreuung, Mitbestimmungsmöglichkeiten im Kolleg, »Verschulung«, Raum für politisches Engagement etc.

Die Promovierendenschaft spricht sich dafür aus, ein paritätisch besetztes Gremium (aus GewerkschafterInnen, StiftungsvertreterInnen, VertrauensdozentInnen und StipendiatInnen) in der Stiftung zu installieren, das Ausschreibung, Auswahl, Einrichtung, Begleitung und Evaluation von Kollegs und institutionellen Kooperationen kontrolliert, diskutiert und Verbesserungsvorschläge unterbreitet. Die Einbeziehung aller Beteiligten gewährleistet zudem, dass möglichst alle Aspekte und Perspektiven berücksichtigt werden. Dieses Gremium kann den arbeitstechnisch bereits sehr beschäftigten Auswahlausschuss C entlasten und eine möglichst rasche Zwischenauswertung durch die Stiftungsgremien vorbereiten.

Dabei gilt es zu klären, ob Kollegs tatsächlich wie erhofft, effizienter im Sinne höherer Abschlussquoten und schnellerer Promotionsdauer sind. In diesem Zusammenhang ist auch zu prüfen, wer in den Kollegs promoviert und ob es an dem Klientel der Kollegs bzw. der institutionellen Kooperationen und/oder den spezifischen Strukturen liegt, dass sie schneller/ langsamer sind. Der Vergleich der Kosten für eine Promotionsförderung in Kollegs bzw. für eine Einzelförderung ist in diesem Zusammenhang ebenfalls eine relevante Größe. Die Erkenntnisse der Evaluation sind in das Auswahlverfahren rückzukoppeln.

ARBEITSBEDINGUNGEN DER PROMOVIERENDEN

Die Strukturen in den Kollegs und institutionellen Kooperationen sollen die Promovierenden in ihrem Promotionsprozess unterstützen und nicht zusätzlichen Arbeitsaufwand jenseits der Promotion bedeuten. Nicht zuletzt deswegen sind die Promovierenden bei der Organisation der Promotion in Kollegs und institutionellen Kooperationen umfassend zu beteiligen.

BEGLEITUNG

Für die Zukunft muss unter Beteiligung der StipendiatInnen eine zielgruppenadäquate Förderpolitik für PromotionsstipendiatInnen entwickelt beziehungsweise fortgesetzt werden. Die Stiftung sollte hierfür eine unabhängige Vertrauensperson benennen, die parteilich die Interessen der StipendiatInnen vor Ort vertritt und als AnsprechpartnerIn die Kollegs und institutionellen Kooperationspartner kontaktiert. Diese Person hätte ebenfalls die Aufgabe, die Interessen, Probleme und Anregungen der StipendiatInnen an die Stiftung rückzumelden.

Auch die ideelle Förderung ist eine zentrale Aufgabe der Stiftung als Begabtenförderungswerk. Nicht zuletzt daher muss sie nachdrücklich dafür Sorge tragen, dass alle StipendiatInnen an zentralen Veranstaltungen eben dieser ideellen Förderung teilnehmen können. Die Kollegs und institutionellen Kooperationen haben zu gewährleisten, dass die StipendiatInnen an den zentralen Veranstaltungen Promovierenden-Tagung (PT) und Promovierenden-Konferenz (PK) sowie am begleitenden Seminarprogramm der Hans-Böckler-Stiftung partizipieren können. Die Stiftung hat hierbei deutlich zu machen, dass die Teilnahme an den obersten beschlussfassenden Gremien der PromovierendenstipendiatInnenschaft (PK und PT)

als Kernstück der von der Hans-Böckler-Stiftung gewährleisteten ideellen Förderung explizit erwünscht und zu unterstützen ist.

SPEZIFIK DER INSTITUTIONELLEN KOOPERATIONEN

Die Kriterien, die für die Kollegs Geltung haben, treffen in gleichem Maße auf die institutionellen Kooperationen zu. Die Diskussionen haben aber gezeigt, dass in diesem Bereich eine besonders großer Klärungsbedarf besteht, der nur durch eine umfassende Evaluation der bestehenden Kooperationen gestillt werden kann.

Die Positionen der Promovierendenschaft dazu sind eindeutig: Das Profil und die politischen Zielsetzungen der Hans-Böckler-Stiftung müssen durch solche Kooperationen quantitativ und qualitativ gestärkt und verbreitert werden. Institutionelle Kooperationen dürfen nicht dazu beitragen, die Einführung von Studiengebühren zu befördern, indem Kooperationen mit Hochschulen eingegangen werden, die solche Gebühren erheben. Diese Form der Unterstützung von Studiengebühren erhebenden Hochschulen durch die Mittelvergabe für Promotionsvorhaben ist nicht tragbar. Gerade von einer gewerkschaftsnahen Stiftung kann eine klare Positionierung gegen Studiengebühren erwartet werden. Ebenso wie bei Kollegs sind die institutionellen Bedingungen im Hinblick auf Ausschreibungen, demokratische Teilhabe der PromovendInnen sowie die Gefahr der Verschulung zu berücksichtigen.

Da wir momentan nicht sehen können, ob und wie diese Anforderungen umgesetzt werden, spricht sich die Stipendiatenschaft der Hans-Böckler-Stiftung dafür aus, die Förderung von institutionellen Kooperationen auf dem jetzigen Stand einzufrieren. Die bisher laufenden institutionellen Kooperationen sind zunächst systematisch zu evaluieren. Erst auf der Grundlage der Resultate ist über das weitere Vorgehen zu entscheiden.

PROMOTIONSBEDINGUNGEN

Grundsätzlich begrüßen die PromotionsstipendiatInnen jede angestrebte Verbesserung der Promotionsbedingungen. Die Kollegförderung darf nicht dazu führen, dass das Ziel einer strukturellen Verbesserung der Promotionsbedingungen auch für die Einzelförderung aus den Augen verloren wird. Dies kann beispielsweise durch den Ausbau bisheriger Unterstützungsstrukturen (Seminarangebot, Mikro-AGs etc.) und die gezielte Förderung (selbstorganisierter) lokaler Arbeitszusammenhänge

geschehen. Dies umfasste Arbeitsgruppen und Netzwerke auf Fachbereichsebene, aber auch Assoziationen an Kollegs und andere institutionalisierte Promotionszusammenhänge. Es bietet sich an, den Kollegs und institutionellen Kooperationen nachdrücklich zu empfehlen, fachlich bzw. thematisch ausgerichteten EinzelstipendiatInnen die Möglichkeit zur Mitarbeit und Nutzung der Angebote der Einrichtung anzubieten.

Um die Promotionsbedingungen für StipendiatInnen zu verbessern wie auch deren Partizipation zu fördern, muss die Hans-Böckler-Stiftung eine angemessene, professionelle Kinderbetreuung zum nicht hintergehbaren Standard machen.

KEINE ALTERSDISKRIMINIERUNG

Nach den Diskussionen auf der VertrauensdozentInnen-Konferenz und der PK im Herbst 2003 scheint uns die Einführung von Altersgrenzen oder Alterswünschen nicht nur als überflüssig, sondern auch als politisch von niemandem gewollt (zumindest nicht vertreten) und zudem rechtlich auf wackliger Grundlage zu stehen. Die auch von den Gewerkschaften politisch gewollte und seit Dezember 2003 in Deutschland gültige EU-Richtlinie 78/2000/EG erklärt eine Diskriminierung nach Alter ohne sachliche Gründe bei Beschäftigung und Beschäftigungszugang für unzulässig. Wir unterstützen deshalb den Beschluss der VertrauensdozentInnen-Konferenz, weder ein Förderungshöchstalter (40-Jahres-Grenze) noch eine Ausrichtung auf die verstärkte Förderung von unter 30 Jährigen anzuführen. Für uns weist aber auch die Formulierung, dass junge Menschen bessere Chancen auf eine wissenschaftliche Karriere hätten, komplett in die falsche Richtung. Es ist ja auch so, dass bislang Männer bessere Chancen auf eine wissenschaftliche Karriere haben als Frauen – folgt daraus, dass die Hans-Böckler-Stiftung verstärkt Männer zu fördern habe?

BERUFSPERSPEKTIVE: PROMOVIERTE IN ALLE GESELLSCHAFTLICH RELEVANTEN BEREICHE BRINGEN – UNI-PROFESSUR IST NICHT DER EINZIGE WEG

Die Kritik der Promovierendenschaft an einer verstärkten Ausrichtung auf die Berufsperspektive »Hochschullehrer/Hochschullehrerin« ist weiterhin aktuell, und wir haben den Eindruck, dass sie auch von anderen Beteiligten in hohem Maße geteilt wird. Dass die StipendiatInnen als »Normalfall« eine Universitätsprofessur anstre-

ben sollten, wie es die geforderte Erhöhung von Bockler-Promovierten im akademischen Bereich vertritt, können wir nicht nachvollziehen, um so mehr, als bundesweit nur 1/3 bis 1/4 aller Promovierten in der Wissenschaft bleiben – ein Anteil, der angesichts der derzeitigen Finanzsituation in Hochschule und Forschung eher noch sinken wird. Unsere hierzu schon mehrfach vorgebrachten Argumente bleiben bestehen. Abgesehen davon, dass die Konzentration auf eine solche Perspektive in Massenfächern gerade für kritisch orientierte WissenschaftlerInnen eine äußerst riskante und nicht unbedingt empfehlenswerte Strategie ist, fragt sich noch, warum die FH-Professur als Perspektive ausgegrenzt wird. Hier ergibt eine gerade nach einer Berufspraxisphase durchgeführte Promotion – auch später als im Alter von 30-35 Jahren – durchaus Sinn.

Die Ausrichtung auf eine Wissenschaftskarriere entspricht – man möchte fast sagen: noch nicht mal – den Empfehlungen des Wissenschaftsrats. Wie ihn die »Neuen Akzente« zitieren, heißt es dort, dass eine Promotion auch »auf die Übernahme verantwortlicher Tätigkeiten in allen anderen Bereichen der Gesellschaft vorbereiten« soll. In Übereinstimmung mit dieser Auffassung sind wir der Meinung, dass es eine ganze Reihe Stellen in (auch gewerkschaftsnahen) wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen und im Bereich Hochschulmanagement gibt, für die eine Promotion ebenfalls einen inhaltlich begründeten (wenn nicht sogar unabdingbaren) Qualifikationsschritt darstellt.

IN SACHEN NATURWISSENSCHAFT UND TECHNIK

AG Interdisziplinarität

ÜBERLEGUNGEN ZU EINER ERHÖHUNG DER ZAHL EMANZIPATORISCH ORIENTIERTER STIPENDIATINNEN UND STIPENDIATEN AUS NATURWISSENSCHAFTLICH-TECHNISCHEN STUDIENGÄNGEN IN DER PROMOTIONS-FÖRDERUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

Auf allen Ebenen herrscht Einigkeit innerhalb der Hans-Böckler-Stiftung, unter ihren VertrauensdozentInnen sowie auch bei gewerkschaftlichen VertreterInnen, dass man den Anteil an NaturwissenschaftlerInnen und Personen aus technischen Studiengängen in der Stipendienvergabe steigern müsse. Vielfach herrschte bei Diskussionen im Rahmen der Auswahlkriterien-Debatten im Jahr 2003 Konsens darüber, dass es durchaus dem Stiftungsprofil entsprechende gewerkschaftlich bzw. gesellschaftspolitisch engagierte BewerberInnen aus naturwissenschaftlich-technischen Fächern gäbe, würde man sie nur adäquat ansprechen. Insbesondere GewerkschaftsvertreterInnen und StipendiatInnen betonen in diesem Zusammenhang die gesellschaftspolitische Notwendigkeit, sich mit diesen BewerberInnen das Potential für einen kritischen Blick auf die entsprechenden Wissenschaftsbereiche zu erschließen und somit auf naturwissenschaftlich-technisch ausgebildete und zugleich gewerkschaftlich orientierte Fachpersonen zurückgreifen zu können. Dies entspreche dem Forschungsinteresse der Stiftung und der Gewerkschaften, so Gerd Köhler (GEW) auf der Promovierendenkonferenz (PK) 2003. Der geringe Anteil an naturwissenschaftlich-technischen PromotionstipendiatInnen gilt häufig – neben anderen – als Argument in der Auseinandersetzung um eine Veränderung des Stiftungsprofils durch die Erhöhung des Anteils naturwissenschaftlich-technischer Kollegs.

Uwe Dieter Steppuhn, der Abteilungsleiter Studienförderung der Stiftung, äußerte sich auf der PK 2003 ebenso wie Rainer Ehlert – in der ver.di-Bundesverwaltung für die Promotions- und Studienförderung der Hans-Böckler-Stiftung zuständig – auf einer Veranstaltung zu Auswahlkriterien in Bremen im September 2003 dahingehend, dass durch das prioritäre Auswahlkriterium »naturwissenschaftlich-tech-

nische Fachrichtung«, der Aspekt »gewerkschaftlich/sozial-politisches Engagement« leider weniger berücksichtigt worden sei. Während das Referat Promotionsförderung davon ausgeht, dass die bis zu dem Zeitpunkt fehlende Politisierung allein durch die Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung ausgelöst und befördert werden könne, wird dies von den anderen beteiligten Gruppen und Institutionen als Manko angesehen und problematisiert. Von den VertreterInnen der VertrauensdozentInnen wurde auf der Promovierendenkonferenz 2003 eine Stipendien-Vergabe für Bewerbungen aus dem Bereich »Ing./Nat.-Wi./Tech.«, die primär auf wissenschaftlicher Qualität beruhe, als unzeitgemäß beurteilt.

Unserer Ansicht nach wurde bisher der geringe Anteil an emanzipatorisch orientierten StipendiatInnen aus naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen vorschnell als strukturell bedingte Sackgasse diskutiert, deren Ursachen außerhalb der Hans-Böckler-Stiftung zu suchen seien. Die Diskussionen der Promovierendenkonferenz machten jedoch deutlich, dass sich der Stiftung einerseits auf bildungspolitischem Wege (1), andererseits auf dem Wege der BewerberInnenwerbung (2) zahlreiche Möglichkeiten zur Realisierung eines Zuwachses an emanzipatorisch orientierten StipendiatInnen aus naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen anbieten würden. Unter anderem machten Wolfgang Neef (Vertrauensdozent) und Bernd Kaßbaum (IG Metall) in ihren Beiträgen auf dem Podium deutlich, worin die tendenzielle Inkompatibilität naturwissenschaftlich-technischer Studiengänge mit potentiell politisch emanzipatorischen Interessen von Studierenden bestehen könnten. Sie führten an:

- Die extreme Verschulung der Studiengänge und zeitlich-inhaltliche Überfrachtung mit ausschließlich nicht gesellschaftsbezogenen Inhalten,
- die behauptete Gesellschaftsferne der Lehrinhalte, wodurch die Sicht auf den politischen Kontext der naturwissenschaftlich-technischen Forschung und Lehre verhindert wird sowie
- die Kanonisierung von wissenschaftlicher Methodik und Citation-Indizes, mit denen sich die deutschen naturwissenschaftlich-technischen Fachbereiche an den Universitäten gegenüber disziplinären Abweichungen von diesen innerzirkulären Regularien verschließen.¹

1 Eine entsprechende Zunahme an techno- und biomorphen (statt soziomorphen) wissenschaftlichen Beschreibungen gesellschaftlicher Prozesse und Zustände wird bereits konstatiert.

(1) Bildungspolitische Wege

Wie Wolfgang Neef kritisierte, werden emanzipatorisch orientierte NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen durch diese Fachspezifika häufig bereits im Grundstudium zu einer Entscheidung zwischen gesellschaftspolitischem Engagement und naturwissenschaftlich-technischem Studium gedrängt.

Auf bildungspolitischem Wege muss die Aufgabe der Hans-Böckler-Stiftung daher darin liegen, auf eine stärkere Kontextualisierung der naturwissenschaftlich-technischen Studiengänge hin zu wirken. Dies ist so neu nicht, bereits in den zwischen 1971 und 1975 eröffneten Reformuniversitäten gab es hierzu weitreichende Ansätze. Die Hans-Böckler-Stiftung stünde damit derzeit im Einklang mit der deutlich formulierten Position der Bundesregierung, kritische Selbstreflexion müsse in allen wissenschaftlichen Fächern gefördert werden (vgl. die Förderinitiative »Wissenschaft, Politik und Gesellschaft«, Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), initiiert im Herbst 2001).

Zudem besteht Bedarf an Anlaufstellen für emanzipatorisch orientierte NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen innerhalb ihrer Fachbereiche oder in räumlicher Nähe. Erste Ansätze hierzu gibt es bereits an einigen technischen Universitäten; so unterhält Ver.di beispielsweise ein Campusbüro in Aachen oder die IG Metall ein Hochschulinformationsbüro in Braunschweig. Diese und andere gewerkschaftliche Einrichtungen an Hochschulen sollten ihre Arbeit innerhalb der naturwissenschaftlich-technischen Fachbereiche vorstellen und in diesem Zusammenhang auch auf die Möglichkeit der Förderung durch die gewerkschaftsnahe Hans-Böckler-Stiftung verweisen.

Um bereits im Studium (vor dem »Frustrationsabbruch«) den Kontakt zwischen der Hans-Böckler-Stiftung und möglichen nichtgewerkschaftlichen, emanzipatorisch orientierten NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen herzustellen, sollte das Bewerbungsverfahren für Studienstipendien dem Verfahren der Promotionsbewerbungen angeglichen, bzw. sollten gesellschaftspolitisch engagierte Nicht-GewerkschaftlerInnen im Studium angeworben werden. Im Zuge dessen sollten die Fachschaften bzw. Stugen (studentischen Vertretungen), Studienberatungen und Frauenbeauftragten in den jeweiligen Fachbereichen gezielt angesprochen/angesprochen werden.

Die Hans-Böckler-Stiftung hat mit der Feststellung, dass es ihr an emanzipatorisch orientierten NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen fehle, eine gesellschaftspolitisch brisante Problematik erfasst. Zur Frage, wo die »emanzipatorischen Entfaltungsmöglichkeiten und Ansatzmöglichkeiten politischer Bildung für

gewerkschaftspolitisch Interessierte« innerhalb ihrer Fachbereiche liegen oder wo der Druck der Fachbereiche und ihrer Strukturen einem gesellschaftspolitischen Engagement emanzipatorisch orientierter NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen entgegenstehen, müssten Studien in Auftrag gegeben werden, um so als Hans-Böckler-Stiftung fokussiert konstruktiv ansetzen zu können.

(2) BewerberInnenwerbung

VertrauensdozentInnen und StipendiatInnen merken gelegentlich an, dass es unter den potentiellen StipendienbewerberInnen *verschiedenster* wissenschaftlicher Disziplinen durchaus hinreichend kritische Potentiale gäbe, diese Personen aber von der Hans-Böckler-Stiftung nicht in hinreichendem Maße erreicht würden. Daher muss aus den Selbstdarstellungen der Hans-Böckler-Stiftung stets deutlich werden, dass es Teil ihres Selbstverständnisses ist, emanzipatorisch-kritische (und nicht beliebige) Personen in den Bereichen Naturwissenschaft und Technik zu fördern. Dies, ebenso wie der Appell an emanzipatorisch orientierte NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen sich bei der Hans-Böckler-Stiftung zu bewerben, sollte klar und sichtbar (in allen Print- und digitalen Selbstdarstellungen) formuliert werden.

Die Gewerkschaften, so formulierte es Gerd Köhler während der Podiumsdiskussion, müssten zu brisanten Themen aus den Bereichen Naturwissenschaft und Technik hörbar und kritisch eigene Positionen entwickeln und sich für das gesuchte Zielpublikum attraktiv machen. Gleiches gilt für die Hans-Böckler-Stiftung, deren Publikationen und bildungspolitische Stellungnahmen sich in Zukunft als Foren kritisch-reflektierter Einschätzungen zu naturwissenschaftlich-technischen Entwicklungen zeigen sollten.

In diesem Zusammenhang müssen auch Arbeitskreise/-gruppen gezielt angesprochen werden, von denen die Hans-Böckler-Stiftung ausgehen kann, dass sie als Netzwerke dienen, die von emanzipatorisch orientierten NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen kontaktiert oder unterstützt werden, sowie Werbung/Beiträge in einschlägigen Zeitschriften/Newsgroups und Mailinglisten setzen. Dies wäre die naheliegendste und am raschesten umzusetzende Maßnahme der Hans-Böckler-Stiftung, um den Mangel an emanzipatorisch orientierten NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen zu beheben.

In einer kleinen Studie könnte erarbeitet werden, welche Arbeitskreise/-gruppen, Kongresse o.ä. als potentielle Medien, Kooperations- und Bündnispartner in Frage kämen.

Wenn es darum gehen soll, politische Potentiale und Möglichkeiten von StipendiatInnen aus Natur- und Technikwissenschaften zur Entfaltung zu bringen, den interdisziplinären Austausch mit anderen an diesen Themen Interessierten zu fördern sowie die Attraktivität der Hans-Böckler-Stiftung als potentielle Förderinstitution für emanzipatorisch orientierte NaturwissenschaftlerInnen und TechnikerInnen nachdrücklich zu steigern und zur Meinungsbildung zu entsprechenden Themen innerhalb der Stiftung beizutragen, sind Angebote im Seminarprogramm, die ein Interesse an emanzipatorisch-naturwissenschaftlich/technischer Forschung erkennen lassen, unerlässlich.

ZUM AKTUELLEN STAND DER PROMOTIONSFÖRDERUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG

Werner Fiedler und Eike Hebecker

KURZBERICHT AUF DER PK 2003

Die aktuelle Situation

Bei den Veränderungen in der deutschen Hochschullandschaft wird besonderer Wert auf die Verbesserungen der Doktorandenausbildung gelegt. Neben den Stellungnahmen von Wissenschaftsrat und Hochschulrektorenkonferenz (HRK) weisen auch die Bemühungen des Bundesministeriums für Bildung und Forschung auf eine stärkere Strukturierung der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses hin. Ablesbar ist dies in der Novellierung des Hochschulrahmengesetzes (HRG), die neben einem gesonderten Doktorandenstatus die Einrichtung von Juniorprofessuren und die zeitliche Begrenzung der Qualifikationsphasen bis zur Promotion und nach der Promotion definiert.

Die Defizite in der deutschen Doktorandenausbildung an den Universitäten sind in der Hans-Böckler-Stiftung schon seit längerem wahrgenommen und diskutiert worden. Durch gezielte Strukturmaßnahmen ist im Rahmen der Promotionsförderung vor allem den Anforderungen gefolgt worden, den wissenschaftlichen Nachwuchs gezielter zu fördern und insbesondere die Bedingungen zu verbessern, die eine berufliche Einmündung in Wissenschaft und Forschung ermöglichen.

Neben der Einrichtung von Promotionskollegs, die seit 1993 von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert werden, zählen seit jüngster Zeit die Vergabe von Promotionsstipendien im Rahmen institutioneller Kooperationen zu den zentralen Fördermaßnahmen. Perspektivisch sollen bis zu 50 Prozent der Promotionsstipendien im Rahmen der Kollegförderung oder institutioneller Kooperationen mit in der Doktorandenausbildung als exzellent ausgewiesenen Einrichtungen vergeben werden. Erste Kooperationen dieser Art sind mit der Graduate School of Social Sciences (GSSS) der Universität Bremen und den Graduiertenzentren der Universitäten Halle und Magdeburg vereinbart worden, weitere Kooperationen befinden sich in Vorbereitung. Die bisherigen Erfahrungen mit den geförderten Kollegs und die Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln zeigen

deutlich, dass neben den besseren Abschlusszahlen und den kürzeren Promotionszeiten die Qualität dieser Formen der Doktorandenausbildung der Individualförderung überlegen ist.

Angesichts steigender Bewerberzahlen und der Notwendigkeit einer Verbesserung der Doktorandenausbildung war es nur konsequent, die Zahl der Promotionsstipendien zu erhöhen und dies mit der Perspektive zu verbinden, mehr Promovierenden als bisher die Option zu eröffnen, in der Wissenschaft verbleiben. Um den Anstieg der Zahl der Geförderten auch administrativ zu bewältigen und inhaltlich zu begleiten wurde das Förderreferat um eine halbe Referenten- und eine halbe Mitarbeiterstelle erweitert.

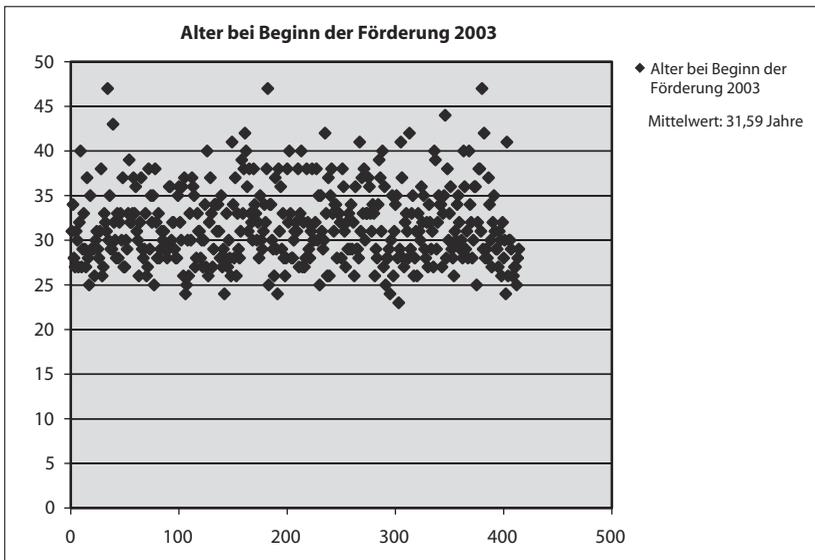
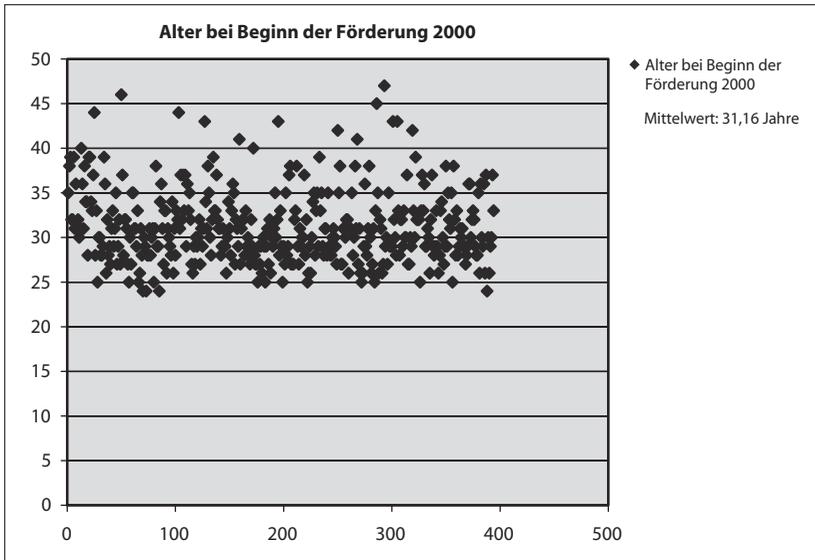
Die Zahlen im Einzelnen

Seit Dezember 2002 ist die Promotionsförderung in zwei Arbeitsbereiche geteilt, auf die sich die Gesamtzahl der StipendiatInnen im Verhältnis von ein Drittel (Eike Hebecker) zu zwei Drittel (Werner Fiedler) verteilt. Die Zuordnung zu den Referenten folgt keiner alphabetischen oder fachlichen Auswahl, so dass es bei dem bisherigen Prinzip der fachübergreifenden Betreuung und Beratung bleibt. Die einzige Veränderung bildet die Zuständigkeit für bestimmte Promotionskollegs und institutionelle Kooperationen, deren StipendiatInnen jeweils einem Referat zugeordnet sind.

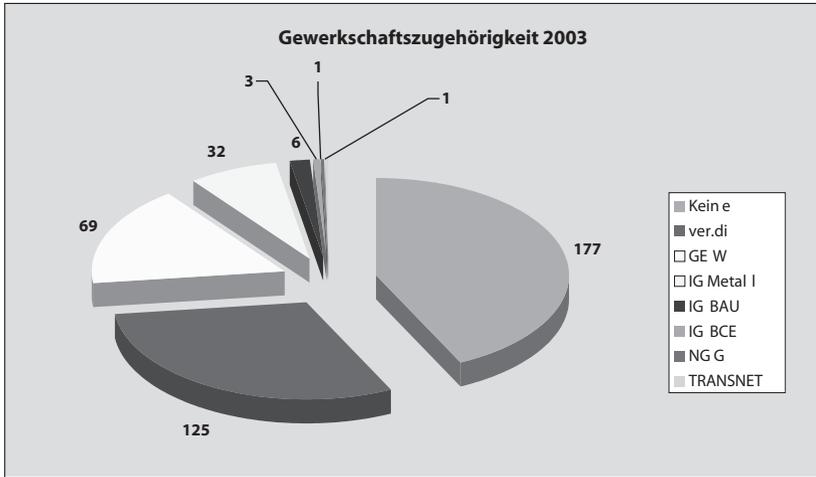
Entwicklung der Förderzahlen:

	2000	2001	2002	2003
Insgesamt	396	388	394	414
Frauen	206 / 52 %	207 / 53 %	213 / 54 %	232 / 56 %
Männer	190 / 48 %	181 / 47 %	181 / 46 %	182 / 44 %
In Kollegs und Kooperationen	63 / 15,9 %	64 / 16,5 %	61 / 15,5 %	75 / 18,1 %

Die nächsten Grafik zeigen die Altersverteilung bei Beginn der Förderung



Die nächste Grafik zeigt die Verteilung nach Gewerkschaftszugehörigkeit



Zwischenbilanz und Perspektive

Die Abschlusszahlen in der Promotionsförderung bewegen sich über viele Jahre hinweg mehr oder weniger konstant bei ca. zwei Drittel der Geförderten. Dabei ist jedoch eine gewisse Dunkelziffer einzurechnen, da viele Abschlüsse erst nach Ablauf der Förderung erfolgen und nicht sichergestellt ist, dass auch alle Abschlüsse erfasst werden. Damit sind wir auch schon bei dem Hauptproblem der Förderung insgesamt:

Die Promotionszeiten sind deutlich zu lang!!! So haben unter den im Jahr 2000 eingestellten Förderungen 38 Prozent die Dissertation im Förderzeitraum abgeschlossen, d.h. die Arbeiten wurden eingereicht, der formale Anschluss des Promotionsverfahrens bis zur Disputation oder zum Rigorosum ist hierbei nicht einmal berücksichtigt. Beim Einstellungsjahrgang 2001 waren es 20 Prozent, 2002 waren es 43 Prozent und 2003 waren es 36 Prozent, die in der Förderzeit fertig geworden sind.

Besser, wenn auch noch verbesserungswürdig, ist die Zwischenbilanz bei der Kollegförderung. Hier zeigt sich einerseits, dass die Abschlussquoten im Vergleich höher liegen, zumal bei einer Reihe der unten aufgeführten Kollegs noch mit weiteren Abschlüssen zu rechnen ist. Andererseits fallen Bearbeitungszeiten deutlich kürzer aus. Die strukturierten Angebote der Doktorandenausbildung lassen eine

gezieltere Förderung und Steuerung zu. Insbesondere bei der nachhaltigen Bindung von DoktorandInnen an die Hochschulen oder wissenschaftliche Forschungseinrichtungen zeigt sich eine positive Bilanz. Die Promotion im Kolleg stellt eine zusätzliche Qualifikation dar, die häufiger zu einem Verbleib in der Wissenschaft führt.

Abschlüsse Kollegs:

Titel des Kollegs	Stipendien	Abschlüsse
Ambivalenzen der Okzidentalisation, Leipzig	9	5
Biografische Risiken, Halle/ Magdeburg	6	4
Industrielle Beziehungen, MPI Köln	4	4
Europa, Osnabrück	11	6
Innovation und Organisation, Bochum	8	3
Konflikt und Konsens, Jena	7	7
Optionen digitaler Medien, o.O.	9	6
Umbruch in Ostdeutschland, Halle	4	4
Summe	58	39 / 67 %

Zum Schluss noch ein Blick auf den Notenspiegel:

2001: 77 Prozent waren sehr gut oder besser

rite:	2 (5 %)
cum laude:	7 (18 %)
magna cum laude:	22 (59 %)
summa cum laude:	7 (18 %)
	(ohne Angabe 4)

2002: 86 Prozent waren sehr gut oder besser

cum laude:	6 (14 %)
magna cum laude:	28 (67 %)
summa cum laude:	8 (19 %)
	(ohne Angabe 8)

2003: 83 Prozent waren sehr gut oder besser

cum laude:	4 (17 %)
magna cum laude:	14 (58 %)
summa cum laude:	6 (25 %)

Unter dem Aspekt der Qualitätssicherung lassen sich folgende Perspektiven benennen: Die Zusammenarbeit im Sinne der institutionellen Kooperationen ist auszubauen, da sich in der deutschen Hochschullandschaft exzellente Zentren der Doktorandenförderung etablieren werden. Diese stehen nicht nur für bessere Abschlussquoten und kürzere Promotionszeiten, sondern zeichnen sich vor allem durch die Strukturierung ihrer Angebote aus, die eine hohe wissenschaftliche Qualität sichern und den Absolventen eine präzisere Einmündung in die Wissenschaft als Beruf ermöglicht.

Verbleib in der Wissenschaft	2000	2001	2002	2003
Prozent der Abschlüsse	16 %	18 %	14 %	9 %

Bei den von der Stiftung geförderten Kollegs sind die Aspekte der Steuerung und der Qualitätssicherung noch ausbaufähig. Insbesondere durch eine engere Kooperation mit den beteiligten Hochschullehrern und durch eine intensivere Begleitung durch die Referenten sollen Qualitätsstandards etabliert und weiterentwickelt werden, die besonders im Hinblick auf Evaluation und Verlängerungsanträge ein hohe Verbindlichkeit haben.

Bei den Individualstipendien ist der Gedanke der Betreuung und Unterstützung auf kollegialer Ebene weiter zu entwickeln. Insbesondere durch die Angebote im Rahmen der ideellen Förderung wie das Seminarprogramm oder Mikro-AGs soll besser auf die Bedürfnisse der StipendiatInnen eingegangen werden, ohne sich in einer Diversifizierung zu verlieren. Insgesamt sollte im Sinne der Qualitätssicherung dem Aspekt der wissenschaftlichen Begabung und der wissenschaftlichen Qualifikation von der Auswahl der BewerberInnen über die Instrumente der ideellen Förderung bis zur systematischen Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Einrichtungen und einer gezielten Unterstützung bei der Berufseinmündung noch stärkeres Gewicht beigemessen werden.

Düsseldorf im April 2004

KULTUR UND EMANZIPATION, KUNST UND ENGAGEMENT

Thomas Ernst

(VOR-)BEMERKUNGEN

*In Deutschland läuft vielfach das Engagement auf Geblök hinaus,
auf das, was alle sagen, oder wenigstens latent alle gern hören möchten.*

[Theodor W. Adorno: Engagement, 1962]

Im Rahmen der Promovierendenkonferenz 2003 der Hans-Böckler-Stiftung wurde die Frage verhandelt, inwiefern heute noch die großen, abstrakten Begriffe wie ›Emanzipation‹, ›Bildung‹ oder ›Engagement‹ aus gewerkschaftlicher Perspektive zu bestimmen wären und ihre Inhalte gefördert werden könnten. Üblicherweise werden die viertägigen Promovierendentagungen und -konferenzen von einem abendlichen Kunst- und Kulturprogramm begleitet, weshalb es nahe lag, in diesem Jahr künstlerische oder kunsttheoretische Vorträge anzubieten, die sich mit dem Verhältnis von ›Kultur und Kunst‹ einerseits sowie ›Emanzipation und Engagement‹ andererseits befassen. Vor einem Überblick über die (in diesem Band versammelten) Vorträge sollen zur Einführung die allzu abstrakten Begriffe ›Kultur‹, ›Kunst‹, ›Emanzipation‹ und ›Engagement‹ noch (viel zu) kurz reflektiert werden.

Besonders prominent in politischen Zusammenhängen ist der Begriff der ›Kultur‹, der häufig zusammenfassend für künstlerische oder unterhaltende Aktivitäten benutzt wird – so ist z.B. auf den Promotionstagungen und -konferenzen der Hans-Böckler-Stiftung vom sog. ›Kulturprogramm‹ die Rede, das vom ›eigentlichen Programm‹ wissenschaftlicher und politischer Vorträge und Debatten abgegrenzt wird. Der Begriff ›Kultur‹ hat jedoch in den letzten Dekaden eine immense Ausdifferenzierung erfahren, weshalb es aus zwei Gründen problematisch geworden ist, ihn als Synonym für künstlerische oder kunsttheoretische Vorträge zu benutzen: Erstens lässt sich als ›Kultur‹ heute nahezu alles bezeichnen, d.h. die ästhetisch und politisch differenzierende Bezeichnungskraft des Begriffs ist verloren gegangen (Eckhard Henscheid sammelt in seinem Buch *Alle 756 Kulturen. Eine Bilanz* (2001) selbst die »FPÖ-Kultur« und die »Auschwitz-Kultur«; Jürgen Roth führt folglich die *Nullkultur* (2000) ein, um die von ihm sog. »Arschgeredisierung« rund um den Begriff der ›Kultur‹ und diesen selbst als ausgehöhlt zu kennzeichnen). Zweitens hat sich mit den

›Kulturwissenschaften‹ an den Hochschulen ein Ansatz etabliert, der ›Kultur‹ als ein Synonym zu ›Lebenswelt‹ begreift, was die Gesamtheit aller politischen, künstlerischen, alltagsweltlichen etc. Handlungen und Äußerungen meint. Als Kultur werden heute also politische *und* künstlerische, barbarische *und* zivilisatorische Handlungen bezeichnet, weshalb es kaum mehr sinnvoll ist, den Begriff der ›Kultur‹ allein für emanzipatorische künstlerische Ansätze zu reservieren.

Damit wäre man beim Begriff der ›Kunst‹ selbst angelangt, der deutlich besser geeignet scheint zur Bezeichnung engagierter künstlerischer Praxis. Doch auch hier haben sich im 20. Jahrhundert einschneidende Veränderungen ergeben. Marcel Duchamp entwickelte die Idee des Ready-mades, das sind Alltagsgegenstände, die durch ihre Auswahl und ohne künstlerische Transformation dennoch in den Rang eines Kunstwerks erhoben werden, und löste damit die Grenze zwischen Kunst- und Lebenswelt auf (vgl. auch Beuys späteren, erweiterten Kunst-Begriff). Künstlerische Formen wie das Happening oder eine Bewegung wie der Situationismus haben den Alltagsraum zum Kunstraum werden lassen – Peter Handke hat das Verfahren schon 1968 beschrieben: »Es gibt jetzt das Straßentheater, das Hörsaaltheater, das Kirchentheater, das Kaufhaustheater, etc.: es gibt nur nicht mehr das Theatertheater – jedenfalls nicht als Mittel zur unmittelbaren Änderung von Zuständen: es ist selber ein Zustand.« Auf den Straßen, im Internet und im TV werden wir durchgängig mit der Werbung als einer ästhetischen Form konfrontiert, die direkten Einfluss auf das Massenbewusstsein zu gewinnen versucht. In der Debatte um die Postmoderne wird die (post-)moderne Kunst mit ihren Vieldeutigkeiten als Modell gegenwärtiger Lebenspraxis präsentiert. Zunehmend werden Menschen als eine ›ästhetische Oberfläche‹ gedacht, die sich je nach Notwendigkeit umgestaltet. Diese Entwicklungen können und sollten sehr kritisch gesehen werden, sie zeigen jedoch, dass es sich heute nicht mehr simpel zwischen Lebens- und Arbeitswelt einerseits sowie der Kunstwelt andererseits trennen lässt. Politik heute wie auch das Alltagsleben sind immer auch ästhetisch inszeniert, die Kunst wiederum antizipiert mögliche Gestaltungsweisen für Politik und Alltagsleben. Untersucht werden müsste folglich, wie sich das Verhältnis dieser beiden Bereiche beschreiben und verschieben lässt.

Die Promovierendenkonferenz 2003 und auch dieses Kapitel bedienen sich hierzu primär des Begriffs der ›Emanzipation‹, der im weitesten Sinne für die Befreiung von Unterdrückung und die Gleichstellung aller auf allen gesellschaftlichen Feldern einsteht, allerdings zunehmend unterschiedliche Zuschreibungen erfahren hat und in den 1970er Jahren inflationär gebraucht wurde. Als Effekt lassen sich heute zwei Strömungen grob voneinander unterscheiden: Beiden geht es weiterhin um die Aufdeckung der strukturellen Unterdrückung bestimmter Gruppen – die eine Rich-

tung zielt jedoch auf die Stärkung der jeweiligen Gruppenidentität ab und will diese dadurch emanzipieren; die andere Richtung stellt die Konstruktion von Gruppenidentitäten überhaupt in Frage und bemüht sich, ›Emanzipation‹ durch die Destabilisierung bzw. Dekonstruktion der ihr zugrunde liegenden Identitätsraster zu erreichen (diese Strömungen entsprechen z.B. auf dem Feld der Geschlechterkämpfe der Gegenüberstellung von Gleichheits- bzw. Differenzfeminismus einerseits und Gender bzw. Queer Studies andererseits). Im Rahmen dieser Kämpfe um ›Emanzipation‹ (insbesondere innerhalb der ersten Strömung) spielten und spielen immer wieder die Künste eine Rolle, von denen eine eindeutige Positionierung für die Sache der ›Emanzipation‹ gefordert wurde und wird.

Für diese Positionierung wurde von Jean-Paul Sartre der Begriff des ›Engagements‹ geprägt, der vom Künstler als Intellektuellem ein starkes politisches und emanzipatorisches Bewusstsein forderte, wie es sich z.B. in Emile Zolas – öffentlichem – ›J'accuse‹ anlässlich der Dreyfus-Affäre (1898) oder – künstlerisch – in Bertolt Brechts Entwicklung des ›Epischen Theaters‹ (ab 1928/29) als Beispiel einer ›marxistischen Kunst‹ bereits zuvor gezeigt hatte. Bei Sartre heißt es 1948 paradigmatisch: »Mit einem Wort, es geht darum, worüber man schreiben will: über Schmetterlinge oder über die Situation der Juden.« Diese Festlegung, dass eine ›emanzipatorische‹ und ›engagierte‹ Kunst sich in der öffentlichen Positionierung ihres Autors (hier noch als ›kreativer Schöpfer‹ gedacht) sowie auf einer inhaltlichen Ebene im Kunstwerk selbst erweise, ist inzwischen Gegenstand zahlreicher Kritiken geworden und steht zumindest in Frage. Das poststrukturalistische Denken ist durchdrungen von der Annahme, die Figur des Autors/Schöpfers (vgl. Foucault und Barthes, die in den 1960ern den ›Tod‹ bzw. das ›Verschwinden‹ des Autors deklamieren) bzw. die des Intellektuellen (vgl. z.B. Lyotards Kurzschrift *Grabmal des Intellektuellen* von 1983) habe ihre gesellschaftliche Legitimation verloren, ›Originäres‹ bzw. ›Verbindliches‹ zu verkünden. Somit hat sich die frühere Bestimmung des ›engagierten‹ Künstlers bzw. des ›engagierten‹ Kunstwerks stark relativiert. Daneben haben sich mit den frühen (Dadaismus, Surrealismus) und späteren Avantgarden (z.B. Wiener Gruppe), dem Situationismus, dem Punk, der Poplinken u.a. im 20. Jahrhundert Bewegungen gebildet, die politische Widerständigkeit nicht inhaltlich, sondern durch inhaltliche Verweigerung und formale Experimente zu erreichen versuchten (vgl. die Abgrenzung der Punks von den Hippies). Auch damit verlässt der Begriff der ›engagierten Kunst‹ die Grundidee Sartres, dass sie ein direktes Verhältnis zur Außenwelt besitzen müsse, um wirksam zu sein. ›Engagierte Kunst‹ lässt sich seit Adorno denken als eine, die gerade aus der Verweigerung der Realität gegenüber und der Reflexion des künstlerischen Mediums selbst ihre widerständige Kraft gewinnt: »Jedes Engage-

gement für die Welt«, so Adorno 1962 in Auseinandersetzung mit Brecht und Sartre, »muss gekündigt sein, damit der Idee eines engagierten Kunstwerks genügt werden kann.«

Aus und zwischen diesen Positionen haben sich bis heute zahllose neue entwickelt. Die globale politische Situation und die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich verändert – es wird kolportiert, das »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama), »der flexible Mensch« (Richard Sennett) und »die Kontrollgesellschaft« (Gilles Deleuze) machten unsere Gegenwart aus. Angesichts neuer Medien scheint das »Ende der Gutenberg-Galaxis« (Marshall McLuhan) nun erreicht, neue Grenzüberschreitungen wie zwischen Fernsehen und Internet sind möglich. Geblieben ist aber die Frage, wie sich angesichts der veränderten Verhältnisse und Bedingungen heute noch »emanzipatorische Kunst« denken bzw. finden ließe.

Unter den Promovierenden in der Hans-Böckler-Stiftung ist diese Frage zwar keine wirklich vorrangige, jedoch eine, die immer wieder Gegenstand von Debatten wird – so wurde erst auf der Promovierendenkonferenz 2003 selbst entschieden, dass (im Sinne einer Emanzipation emanzipatorischer Kunst) zukünftig künstlerische Vorträge allen anderen Vorträgen von der Wertigkeit her gleichgestellt sein mögen. Die Tatsache, dass alle drei Abende der Promovierendenkonferenz unter dem Obermotto *Kunst und Emanzipation* standen und gut besucht waren, belegt zudem das Interesse der Promovierenden an dieser Fragestellung. Es bildete sich sogar eine sog. »Kultur AG«, die sich mit dem Stellenwert der Kunst in der (Promovierendenförderung der) Hans-Böckler-Stiftung intensiver befassen will. Außerdem hat es sich inzwischen etabliert, auf den Promotionstagungen und -konferenzen zusätzliche Räume zur Entspannung/Selbstreflexion wie auch einen sog. »Böckler-Kino«-Raum mit passenden Filmen zum Tagungsthema anzubieten.

Auf der Konferenz gehalten und in diesem Band abgedruckt sind Beiträge von Christoph Hesse, Nadja Sennewald und Thomas Ernst (eigentlich sollte die Künstlerin Silke Wagner aus Frankfurt/Main unter dem Motto Kunst und Emanzipation einen Dia-Vortrag zum Thema *Deportation Class. Ein politisches Kunstprojekt* halten, der wegen Erkrankung jedoch ausfiel und auch in diesem Band fehlt). Alle Beiträge bewegen sich – allerdings auf sehr differente Weisen – in jenen Debatten um die Begriffe »Kultur und Kunst« sowie »Emanzipation und Engagement«, die in diesem Text viel zu knapp diskutiert und problematisiert wurden. Möge dies in den Beiträgen selbst in adäquaterer Weise geschehen.

Am ersten Abend unter dem Motto *Film und Emanzipation* sprach der Bochumer Filmwissenschaftler Christoph Hesse über *Bilder in Bewegung. Bemerkungen zu Film und Politik*. Hesse erörtert historische Ansätze des politischen Films aus den

1920er (Sergej Eisenstein und Luis Buñuel) und 1960er Jahren (Jean-Luc Godard und Costa-Gavras) – und wirft einen vergleichenden, jedoch skeptischen Blick auf die Gegenwart, in der es dem Medium Film kaum mehr gelinge, die Realitäten einzufangen, ohne sich mit ihnen zu arrangieren.

Den zweiten Abend gestalteten die PromotionsstipendiatInnen der Hans-Böckler-Stiftung, Nadja Sennewald aus Berlin und Thomas Ernst aus dem Ruhrgebiet, zum Thema *Literatur und Emanzipation*. Beide trugen literarische Texte vor und diskutierten anschließend mit dem Publikum ihre ästhetischen Positionen. In diesem Band findet sich einleitend der Text *Don't Panic! – Some SciFi Advice for Politics* von Donna P. Nick, der die Gattung der Science Fiction als eine politische in experimenteller Weise untersucht. Als ein Beispiel für höchst politische Science Fiction in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur kann der Auszug aus Nadja Sennewalds 2004 beim Piper Verlag erschienenen Roman *RunRabbitRun* gelesen werden, der den Kampf einer subversiven Gruppe um die Unabhängigkeit des Cyberspace gegen die mächtigen Medienbesitzer als Mediensatire präsentiert. Die literarischen Texte von Thomas Ernst bemühen sich auf unterschiedliche Weise darum, die gesellschaftlichen Verhältnisse einzufangen, ohne sie bloß künstlerisch zu verdoppeln.

Der Abschlussabend der Konferenz wurde – traditionell – als Party mit stipendiatischen DJs und DJanes gestaltet, er stand diesmal unter dem Motto *Musik und Emanzipation*. Da die Playlist nicht mehr vorliegt und ergo nicht kommentiert werden kann, kann auch nicht eruiert werden, inwiefern diese stipendiatischen Tänze irgendeiner emanzipatorischen Bewegung entsprachen. Vielleicht ist es auch besser so, denn nicht immer fängt irgendwie irgendwann irgendwo eine neue Zukunft an, wie Nena behaupten würde. Auf dass weniger geblökt werde.

BEMERKUNGEN ZU FILM UND POLITIK

I.

Einer der ältesten Träume der Menschheit sei das Fliegen, heißt es. Ein anderer, meinte der französische Filmtheoretiker André Bazin, sei das Kino. Beide wurden etwa zur gleichen Zeit Wirklichkeit, und beide sind sie Ausdruck des Wunsches, den Widerständen der Welt zu entkommen, ob Hals über Kopf durch die Lüfte oder durch bloße Illusion. Die Errettung der äußeren Wirklichkeit, als welche Siegfried Krauer den Film beschrieb, hat sich mit der Wirklichkeit nie zufrieden gegeben.

Die Kinematographie, die ihre Geburt im Jahr 1895 in Paris feiert, beendet den mehrtausendjährigen Stillstand der Bilder. Photographische Bilder können nun mit einer solchen Geschwindigkeit an die Wand geworfen werden, dass sie der Zuschauer als kontinuierliche Bewegung wahrnimmt. Eindrücke optischer Wirklichkeit werden nicht mehr nur, wie auf Gemälden oder Photographien, verewigt, sondern lebendig gemacht. An die Stelle des Gewesenen tritt das Gegenwärtige. »La vie est prise sur le vif«, wie Georges Sadoul es ausgedrückt hat: das Leben auf frischer Tat ertappt. Mit Hilfe des Kinematographen wird die zufällige Bewegung von Menschen und Dingen zum Schauobjekt. Begebenheiten, die für das bloße Auge noch gar nicht existiert haben, versetzen plötzlich ein Massenpublikum in Staunen.

Einer der damals in Paris vorgeführten Filme der Gebrüder *Lumière* war *La Sortie de l'Usine*: Arbeiter verlassen die Fabrik. Wo sie hingehen, zeigte der Film nicht. Schon wenige Jahre später hätte man vermutet, dass sie nicht nach Hause, sondern wahrscheinlich ins Kino gehen. Die Leute, über die sich das vornehme Publikum der Lumières eben noch gewundert hatte, weil sie sich auf der Leinwand wie lebendige Menschen bewegten, strömten als staunende Betrachter bald selbst in die Filmvorführungen. Das Kino wurde zur Attraktion vor allem derjenigen, die beim offiziellen Kulturerbe der Menschheit bisher regelmäßig zu kurz gekommen waren. Die Nickelodeons in Amerika konnte jeder Eingewanderte aufsuchen, der für eine Theateraufführung nicht nur kein Geld gehabt, sondern auch kein Wort verstanden hätte. Das Kino etablierte dagegen eine Art Weltsprache, die niemandem lange verborgen blieb. Die Bewegungen eines Chaplin, der einem Wachmann davonläuft, begriff

jeder sofort. Im Kino konnte man sich ohne Bildungsschikanen und nur mit einem Nickel (= fünf Cent) einen schönen Abend machen, an dem man sogar mehr von der Welt zu sehen bekam als je bei einer so genannten Kulturveranstaltung. Zugleich wurde hier die Welt mit anderen Augen gesehen: das Kino konnte die lebendige Wirklichkeit mechanisch genau festhalten und ebenso oft überlisten.

Dass das Kino zu einer Massenattraktion geworden war, mussten selbst seine Gegner einsehen, mochten sie auch ansonsten die flickernden Bilder für belanglosen Hokuspokus halten. Kulturkonservative, Bildungsbürger übrigens sowohl wie Sozialisten, bezogen Stellung gegen den »Kinematographen-Unfug« (so der Titel eines Beitrags in der *Neuen Rundschau* aus dem Jahr 1913) mit Hinweis auf die Moral der Massen, denen durch solche Belustigung die Furcht vor dem Ernst des Lebens genommen oder womöglich sogar Lust auf ein ganz anderes Leben gemacht werden könnte. Was die einen drohend an die Wand malten, war für die anderen bald Programm: der Film sei die wichtigste aller Künste, meinte Lenin. Und zwar deswegen, weil er einem breiten Massenpublikum nicht nur als Ausdrucksmedium verständlich – im Unterschied etwa zur Literatur, die zwei Drittel der damaligen russischen Bevölkerung nicht lesen konnten –, sondern weil er als Mittel des künstlerischen Ausdrucks zugleich schlicht und versiert genug war, um die Menschen über die politischen Zustände in der Welt zu unterrichten, und das zudem in einem äußerst attraktiven Lichtbildvortrag: »Zu keinem, wenn auch noch so utopischen Zeitpunkte«, notierte Walter Benjamin, »wird man die Massen für eine höhere Kunst sondern immer nur für eine gewinnen, die ihnen näher ist. (...) Dieser Aufgabe ist heute vielleicht allein der Film gewachsen.«¹

II.

Im März 1927 fand in der *Literarischen Welt* eine Diskussion über russische Filmkunst statt. Auslöser des Streits war ein Pamphlet von Oscar Schmitz über »Potemkinfilm und Tendenzkunst«, an das man sich heute wohl aus dem einzigen Grund erinnert, dass einer wie Benjamin darauf reagiert und bei dieser Gelegenheit einiges Grundsätzliches zur politischen Dimension der Filmkunst gesagt hat. Was Schmitz gegen den *Panzerkreuzer Potemkin* von Sergej Eisenstein vorbringt, dem er mit Hinweis auf den kollektiven Charakter des Films überhaupt jeden Kunstanspruch bestreitet, kann man denn auch mit Benjamin übergehen und zu der eigentlich wich-

1 Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, Gesammelte Schriften Bd. V, Frankfurt a.M. 1991, S. 499f.

tigen Frage kommen, warum und inwiefern der Film unter den »Bruchstellen der künstlerischen Formation (...) eine der gewaltigsten«² ist.

Bei »Tendenzkunst«, und was der Bildungsphilister sich darunter vorstellt, muss man sich zunächst nicht lange aufhalten: »Dass jedem Kunstwerk, jeder Kunstepoche politische Tendenzen einwohnen, ist – da sie ja historische Gebilde des Bewusstseins sind – eine Binsenwahrheit.« Entscheidend ist für Benjamin vielmehr, dass im Film, der eine technische Revolution und damit eine Bruchstelle in der Kunstentwicklung darstellt, jene »Tendenz aus einem sehr verborgenen Element der Kunst wie von selber zu einem manifesten« wird. Der Film nämlich sei

- das einzige Prisma, in welchem dem Menschen die unmittelbare Umwelt, die Räume, in denen er lebt, seinen Geschäften nachgeht und sich vergnügt, sich fasslich, sinnvoll, passionierend auseinanderlegen. An sich selber sind diese Büros, möblierten Zimmer, Kneipen, Großstadtstraßen, Bahnhöfe und Fabriken hässlich, unfasslich, hoffnungslos traurig. Vielmehr: sie waren und sie schienen so, bis der Film war. Er hat diese ganze Kerkerwelt mit dem Dynamit der Zehntelsekunden gesprengt, so dass nun zwischen ihren weitverstreuten Trümmern wir weite, abenteuerliche Reisen unternehmen.³

In dieser medientheoretischen Bestimmung des Films, die Wirklichkeit »mit dem Dynamit der Zehntelsekunden« aufzusprengen und auf diese Weise erst wirklich erfahrbar zu machen, steckt eine Kampfansage nicht nur an die traditionellen Künste und die damit tradierten Wahrnehmungsgewohnheiten, sondern ebenso an eine bisher erlebte Wirklichkeit, die durch jene »abenteuerlichen Reisen« zugleich zu entdecken und zu verändern wäre. Das mit den Mitteln des Films Dargestellte ist dem Zuschauer nicht nur auf Anhieb vertrauter als die bislang dagewesenen Darstellungsweisen der Kunst, wie jemand meinen könnte, der im Film nicht viel anderes sehen will als eine optische Reproduktion der bewegten Wirklichkeit; es ist auch befremdlicher und weitaus erstaunlicher, weil erst der Film dem Zuschauer wirklich erlaubt – und ihn sogar zwingt –, die Welt mit immer wieder anderen Augen zu sehen. Nicht nur wechselt die Perspektive des Betrachters in Sekundenschnelle in Raum und Zeit, auch ist das filmische Auge viel besser als das menschliche imstande, gleichsam ins Innere der äußeren Realität zu blicken, indem es die sichtbare Wirklichkeit seziert und, der Psychoanalyse vergleichbar, verborgene Eindrücke ans Licht bringt. Erst der Film ist demnach der Wahrnehmung der technifizierten Wirklichkeit ganz angemessen: »Der apparatfreie Aspekt der Realität ist hier zu ihrem künst-

2 Benjamin, »Erwiderung an Oscar A.H. Schmitz«, GS II, S. 752.

3 Ebd.

lichsten geworden und der Anblick der unmittelbaren Wirklichkeit zur blauen Blume im Land der Technik.«⁴

Wenn Benjamin den Film zum revolutionären Medium der Massen stilisiert, tut er das nicht einfach aus oberflächlichen strategischen Überlegungen, sondern aus einer Philosophie der Filmtechnik heraus, die Anspruch erhebt, die ihren Vorläufermedien gegenüber als fortschrittlich bestimmte Technik der Filmkunst an eine auch politisch fortschrittliche Haltung des Publikums rückkoppeln zu können. Inwieweit ihm das theoretisch gelungen ist, stellt sich als Frage längst nicht mehr: denn praktisch blieb der revolutionäre Sprengsatz, den Benjamin in sein medientheoretisches Konzept eingebaut hatte, ein Blindgänger. Als zerstreuten Examinator hatte sich Benjamin das fachkundige Filmpublikum vorgestellt; als willfähige Kundschaft, wie Adorno feststellte, sind unterdessen die Leute aus den Kinos herausgekommen. Um Benjamins überschwenglichen Begriff von Filmtechnik annähernd nachvollziehen zu können, genügt keine bloße Technikphilosophie des Films. Um zumal die politischen Dimensionen halbwegs durchmessen zu können, müssen ebenso Benjamins filmästhetische Orientierungen berücksichtigt werden. Hinter seinem euphorischen Lob auf die Filmtechnik stehen nicht nur Aufnahmeapparate und Projektoren, sondern auch Eisenstein und Chaplin, der russische Revolutionsfilm und der amerikanische Groteskfilm: die beiden Gattungen, denen Benjamin vor allen anderen die nötige politische Tendenz bescheinigte, die seinen revolutionären Hoffnungen auf das Filmmedium allererst Anlass gab.

III.

Das »Dynamit der Zehntelsekunden«, mit welchem der Film die Wirklichkeit aufsprengen soll, bedarf selbst erst einer bestimmten Perspektivierung, um jener Explosion die gewünschte Richtung zu geben. Seitdem sich der Film von der kinematographischen Apparatur zum Kino, und das heißt: von einer Aufnahmetechnik zu einem Kunstsystem mit eigenen Regeln und Möglichkeiten fortentwickelt hatte, standen ihm hierzu ganz verschiedene Wege offen. Im Folgenden sollen schlaglichtartig einige Stationen der Filmgeschichte vorgestellt werden, wo der Film ganz bewusst als politisches Ausdrucksmedium eingesetzt wurde: wo sich also nicht nur von ferne politische Absichten und Wirkungen ausmachen lassen, was ungefähr bei jedem Film möglich wäre, sondern zu diesem Zweck jeweils eigene filmästhetische Konzeptionen entwickelt wurden. Es geht dabei ausschließlich um solche Konzep-

4 Benjamin, »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«, GS I, S. 495.

te, die, mit Benjamin zu reden, »für die Zwecke des Faschismus vollkommen unbrauchbar sind«⁵; um Manifestationen in und mit dem Film, die man früher revolutionär genannt und später vorsichtshalber nur noch als politisches Kino bezeichnet hat. Dass solche Filme mit ihren unbescheidenen Absichten oft genug gescheitert sind, muss man den allerdings ebenso oft gelungenen Versuchen, politisch Filme zu machen, nicht zur Last legen.

Begonnen hat diese Geschichte des Films in Sowjetrußland. Was immer an politischen Filmen danach kam, musste sich hierzu ins Verhältnis setzen. Dass die Namen der meisten russischen Filmkünstler selber in Vergessenheit geraten sind – Namen wie Pudowkin, Dowschenko, Trauberg, Kosinzew oder Wertow – dürfte weniger mit der filmgeschichtlichen (und politischen) Bedeutung jener Epoche als mit der allgemeinen Situation des Films unter den Bedingungen der Kulturindustrie zu tun haben, die solche Erinnerungen entweder auslöscht oder nur zu musealen Zwecken zulässt.

Das prominenteste Museumsstück dieser Art ist Sergej Eisensteins *Panzerkreuzer Potemkin* von 1925. Obwohl bereits Eisensteins zweiter Film, ging er als das erste politische Manifest der Filmkunst in die Geschichte ein. Stars wie Douglas Fairbanks rührten für diesen Film die Trommel, und spätestens das Verbot, das in zahlreichen Ländern gegen den Film verhängt wurde, machte ihn zum Gesprächsthema, zum Objekt der Begierde oder zum Schreckgespenst der Weltrevolution. In der Sowjetunion selbst wurde der *Potemkin*, während er hierzulande einem Oscar Schmitz Angst vorm Kollektiv einjagte, bald als das eigenbrötlerische Werk eines Formalisten kritisiert. Das hatte sicherlich viel mit den restaurativen Klischees der nun offiziell gewordenen ›marxistischen‹ Kunstauffassung, aber auch etwas damit zu tun, dass der *Potemkin* ein für seine Zeit schwer verständlicher Film gewesen sein muss; ganz entgegen den Absichten Eisensteins, der von seinem Film sagte, er solle »allgemein verständlich sein, für die Arbeiter und die Bauern (...) Die handelnde Hauptfigur sind Tausende von ›Darstellern‹ – die geeinte revolutionäre Masse des Proletariats.«⁶ Bemerkenswert, dass auch Lenin, der sich selbst als Kunstbanausen sah und indes vom Film als der wichtigsten aller Künste gesprochen hatte, die künstlerischen Möglichkeiten des neuen Mediums unheimlich, um nicht zu sagen unverständlich wurden, seit es mit dem spontanen Verständnis der Massen nicht mehr ganz so anstandslos verlief, wie die leicht zugängliche Realitätsillusion der Filmbilder hatte erwarten lassen. Das ›Schicksal‹ der meuternden Matrosen und der re-

5 Ebd., S. 473.

6 Sergej M. Eisenstein, »Die Inszenierungsmethode des Filmes ›Das Jahr 1905‹«, Schriften Bd. 2, München 1973, S. 87.

voltierenden Menschen in Odessa, wie es der *Potemkin* zeigt, taugt kaum zur Einföhlung in eine oder mehrere der handelnden Figuren, sondern ist vielmehr darauf angelegt, dass der Zuschauer die politischen Zusammenhänge, die das Handeln der Akteure bestimmen, durchschaut. Spätestens die Montagetechnik, die Eisenstein bis heute, allerdings mehr in Seminarräumen als in Kinosälen, berühmt gemacht hat, dürfte die meisten Zuschauer überfordert haben. Schon von seinem ersten Film *Streik* sagte Eisenstein, dass man es hier mit einer Kunst zu tun habe, bei der sich »die Form revolutionärer als ihr Inhalt erwies.«⁷ Die bis dahin geschaffene – und mit einigen Veränderungen noch bis heute gültige – Form der Filmerzählung wurde hier durch eine Montage zertrümmert, die statt der geläufigen raumzeitlichen und handlungslogischen Orientierungen auf thematische Assoziationen ausgerichtet war, welche sich schlagartig im Kopf des Zuschauers einstellen sollten. Eine solche Zuspitzung findet sich in der berühmten Treppenszene aus dem *Potemkin* oder auch in *Oktober*, wo an einer Stelle abwechselnd missmutige Gesichter und niederfahrende Maschinen zu sehen sind, die den wachsenden Druck auf die russische Bevölkerung anzeigen, bis plötzlich Lenin wie ein Messias an einem Petrograder Bahnhof erscheint. Entscheidend ist das abrupte Aufrütteln des Zuschauers, die unwillkürliche Schockwirkung wichtiger als eine Argumentationsfigur, die man erst mühsam erschließen muss. Besonders deutlich wird das in der Schluss-Sequenz von *Streik*, einer Parallelmontage aus dokumentarischen Aufnahmen aus einem Schlachthaus und der Inszenierung eines niederkartätschten Fabrikarbeiterstreiks. Als Zielstellung der Filmkunst formulierte Eisenstein »die Bearbeitung dieses Zuschauers in einer gewünschten Richtung mittels einer Folge vorausberechneter Druckausübungen auf seine Psyche«.⁸ Bewerkstelligen sollte das die Montage, welche »mit einer Serie von Explosionen im Verbrennungsmotor« zu vergleichen sei, »die sich in ihrer Montagedynamik gleichsam zu den bullernden ›Stößen‹ eines davonrasenden Automobils oder Traktors hochschaukeln.«⁹

Es ist nicht ohne Ironie, dass Eisensteins Montage der Attraktionen, der die Auffassung zugrunde lag, man könne die assoziativen Abläufe in den Köpfen der Zuschauer gleichsam kybernetisch steuern, an den meisten Köpfen entweder abgeprallt ist oder in der Folge zu harmlosem Kunstgenuss geführt hat: eine traditionell bürgerliche Rezeptionsweise, die Eisenstein damit sicher nicht im Sinn hatte. Welche Rolle der *Potemkin* für Aufklärung und Propaganda in den Weiten Russlands

7 Eisenstein, »Zur Frage eines materialistischen Zugangs zur Form«, Schriften Bd. 1, München 1974, S. 230.

8 Eisenstein, »Montage der Filmatraktionen«, Das dynamische Quadrat. Schriften zum Film, Leipzig 1988, S. 17.

9 Eisenstein, »Jenseits der Einstellung«, Das dynamische Quadrat, a.a.O., S. 82.

wirklich gespielt hat (wo er aber immerhin mit Hilfe von Eisenbahnkinos gezeigt wurde), lässt sich kaum mit Gewissheit sagen. Vielleicht aber hatten die Parteiobere, denen Eisensteins Filmkunst zu wenig volkstümlich war, damit in der Sache mehr Recht als die Zensoren im Westen, die sich offenbar vor allem von der rot eingefärbten Fahne am Schluss des Films beeindrucken ließen und dessen politische Einflussmöglichkeiten weit überschätzten. Unvorstellbar ist heute allein, wieviel Bedeutung man einem Film beimaß zu einer Zeit, wo Politik noch etwas zu tun hatte mit Revolution und nicht schon gleichbedeutend war mit Vermittlungsausschüssen und Kompromisspapieren; wo das Kino noch ein öffentliches Ärgernis sein konnte und nicht bloß ein Geschäftsrisiko, das zu minimieren man auf das Wohlgefallen des Publikums Acht gibt und jede Störung tunlichst vermeidet.

Die Filmkunst als öffentliches Ärgernis zu inszenieren, oder sie jedenfalls als Störung der inzwischen etablierten Filmwahrnehmungsgewohnheiten einzusetzen, war damals das Programm der linken Avantgardisten in Westeuropa. Dort war keine Revolution zu feiern, sondern erst eine zu machen, was für die Kunst bedeutete, sich für das Ausbleiben der Revolution an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen. Da man schon an die Produktionsmittel nicht herankam, konnte man immerhin die Ideale und den guten Geschmack der Leute beschmutzen. Das war auch das Ziel von Luis Buñuel, der damals der Gruppe um André Breton angehörte. Mit seinen surrealistischen Filmen wollte Buñuel niemanden für sich gewinnen, sondern möglichst jeden abschrecken. Seinen ersten Film, *Un Chien Andalou* (Ein andalusischer Hund) von 1929, soll er mit den Worten angekündigt haben, die Anwesenden nicht erfreuen, sondern beleidigen zu wollen. Mit seinem zweiten Film ist ihm das ein Jahr später auch gelungen. Als *L'Âge d'Or* (Das goldene Zeitalter) im Studio 28 in Paris aufgeführt wurde, kam es zu handfesten Ausschreitungen: der Kinosaal wurde von randalierenden Faschisten zerstört, der Film verboten, Kopien beschlagnahmt. Der Figaro warnte: »Das Vaterland, die Familie, die Religion werden durch den Dreck gezogen (...) Es handelt sich um einen Versuch von Bolschewismus besonderer Art, ja wirklich spezieller Art, der darauf abzielt, uns zu verderben.«¹⁰

Die Wahrnehmung eines Films bedeutet für Benjamin eine Routinisierung von Schocks durch den Zuschauer, der sich vor der Kinoleinwand, anders als vor dem Leinwandgemälde, nicht mehr seinem Assoziationsablauf getrost überlassen könne, sondern gezwungen sei, auf die stetigen Veränderungen auf der Leinwand zu reagieren. Aus den wechselnden Einstellungen muss der Zuschauer fortlaufend gewissermaßen einen dritten Sinn produzieren. Diese ›Schockwirkung‹ des Films hatte

10 Zit. n. Jerzy Toeplitz, *Geschichte des Films* Bd. 2, Berlin 1992, S. 327.

bereits Eisenstein in seiner Montagekonzeption sehr genau berücksichtigt. In drastischerer Weise machte sich Buñuel diesen Effekt der Filmmontage zunutze: die Einstellungen wurden nicht mehr, wie in der dialektischen Montage Eisensteins, auf einen vorausberechenbaren thematischen Effekt hin montiert, sondern nach dem Prinzip der freien Assoziation entwickelt und aneinandergeklebt; ein Konzept, das zweifellos von Freud inspiriert war, aber noch die ›Zwangsvorstellungen‹ der Psychoanalyse selbst sowie überhaupt jeden entfernt rationalen Zweck von sich schüttern wollte. Für das Drehbuch des *Chien Andalou* hatte Buñuel eine einfache Regel aufgestellt: »keine Idee, kein Bild zuzulassen, zu dem es eine rationale, psychologische oder kulturelle Erklärung gäbe (...) nur Bilder zuzulassen, die sich aufdrängen, ohne in Erfahrung bringen zu wollen, warum.«¹¹ Das klingt allerdings bei weitem esoterischer, als der Film es vermuten lässt. Die Bilder und Montagen mögen keiner herkömmlichen Erzähllogik folgen, die an Raum, Zeit und Handlung orientiert ist, ganz zufällig sind sie darum aber nicht. Die Verwirrung, die der Film spontan auslöst, ist selber wohlkalkuliert. Die toten Esel, die Priester und das Klavier, die den Mann daran hindern, über die Frau herzufallen, ergeben in dieser Szene durchaus einen Sinn. Sicherlich ist der Zuschauer in erster Linie verunsichert: er merkt, es geht nicht mit rechten Dingen zu. Gleichwohl wird das Publikum auch seinerzeit schon gespürt haben, dass Buñuels Filme mehr waren als der Traum eines Verrückten und sehr wohl etwas zu bedeuten hatten, indem sie nämlich ungefähr alles mit Füßen traten, was den Leuten lieb und teuer war, die bisher bekannten Regeln der Filmerzählung sowohl wie gesellschaftliche Normen und Moralvorstellungen. Wenn ein Kriegsversehrter en passant auf der Straße verprügelt und ein Bischof zusammen mit einer Giraffe aus dem Fenster geworfen wird, begreift auch ein kunstfremdes Publikum sehr schnell, worum – oder gegen wen – es geht. Die versammelten Gäste zu schockieren, was weniger begabte Filmemacher seitdem mit der Zurschaustellung pruder Pornographie und roher Gewalt zu erreichen suchen, ist hier vielleicht ein letztes Mal wirklich gelungen.

Der surrealistische Film markiert zugleich den Schlusspunkt der filmischen Avantgarde in Europa, der vorläufig auch das Ende des politischen Kinos bedeutet (so weit es hier in Betracht kommt). Buñuels eigene Biographie, die ihn erst zwanzig Jahre später in Mexiko wieder zur Filmkunst zurückführte, ist in dieser Hinsicht charakteristisch für die nachfolgende Filmgeschichte. Es dauerte bis in die sechziger Jahre, bis die Neuen Wellen – die übrigens kein ausschließlich europäisches oder westliches, sondern ein durchaus globales Phänomen waren und ebenso in Latein-

11 Luis Buñuel, *Mein letzter Seufzer. Erinnerungen*, Berlin 1999, S. 142.

amerika, Asien und den Ländern des ›realen Sozialismus‹ beobachtet werden konnten – auch ein neues politisches Kino auf den Weg brachten. Die Stationen, die dahin geführt hatten, darunter die ›schwarzen Filme‹ Hollywoods der vierziger Jahre und der italienische Neorealismus der Nachkriegszeit, seien nur im Vorbeigehen erwähnt. Anschlussfähig an die Radikalität der Filmkunst der zwanziger Jahre, die hier als Traditionslinie festgelegt wurde, waren erst die Autorenfilme der Sechziger. Ihr bedeutendster Vertreter war Jean-Luc Godard.

Godard kam zum Film nicht als politischer Intellektueller, sondern als Filmkritiker. Als solcher hatte er in den fünfziger Jahren für die *Cahiers du Cinéma* gearbeitet, und noch als Filmemacher setzte er diese Tätigkeit fort: nun nicht mehr allein in Zeitschriften, sondern auch auf der Leinwand. Seine frühen Filme, auf welche die Schulbezeichnung *Nouvelle Vague* allein zutrifft, waren im Grunde immer noch Filmkritiken, allerdings bessere, als Godard sie je geschrieben hätte. Was er jetzt ›schrieb‹, waren Kritiken des Kinos, die sich selbst in der Sprache des Films mitzuteilen wussten. Die politischen Texte fanden darin erst allmählich Platz. Godard gelangte über die Kritik des Kinos zur Kritik der gesellschaftlichen Wirklichkeit, nicht umgekehrt von der Politik zum Film, wie man sich vielleicht einen Propagandisten auf der Suche nach einem geeigneten Kanal vorstellt. Was Eisenstein über seine frühen Filme sagen konnte, dass nämlich die Form revolutionärer als ihr Inhalt sei, gilt erst recht für Godard. Die plakativen politischen Botschaften, die in seinen Nach-68er-Filmen häufig zu sehen (und zu hören) sind, bleiben blass im Vergleich zu den eigentlich filmischen Interventionen, die mit dem Etikett ›formal‹ nur unzureichend bezeichnet sind. Wenn man davon ausgeht, dass neben der Form eines Films, worunter man sämtliche künstlerischen Initiativen begreifen kann, die dem Film Gestalt, Ausdruck und also Aussage geben, kein Inhalt als ablösbare Idee oder als Sinn des Ganzen existiert, muss der vermeintliche Inhalt selbst in der Form gesucht, das heißt die formale Realisation eines Films nach ihrem eigenen ›Inhalt‹ befragt werden.

Godards Anspruch, nicht politische Filme, sondern *politisch* Filme zu machen, schließt die Veränderung der Produktionsmethoden mit ein, und zwar in doppelter Hinsicht, was die Ästhetik ebenso wie die Produktionsbedingungen der Filme betrifft. Politisch Filme machen, so hat es Godard in Anlehnung an Brecht formuliert, heißt, nicht »zu sagen, wie wirklich die Dinge sind«, sondern »wie die Dinge wirklich sind«. ¹² Politisch Filme machen heißt aber auch, die Kontrolle über die filmischen Produktionsmittel unter denkbar ungünstigen Umständen gegen die Vorherrschaft einer Filmindustrie zu erkämpfen, die mit dem materiellen Produktions- und Distri-

12 Godard/Kritiker. Ausgewählte Kritiken und Aufsätze über Film (1950-1970), München 1971, S. 187.

butionsapparat zugleich auch die Bedürfnisse des Publikums in Beschlag genommen hat. Was Menschen für wirklich halten, ob im Kino oder im sonstigen Leben, ist selbstverständlich abhängig von geschichtlichen Bedingungen, mithin von bestimmten Gewohnheiten und Vorurteilen. Die zahlreichen Verfahren, die Godard einsetzte, um jene Fiktionen zum Einsturz zu bringen, sind in einem Text kaum angemessen wiederzugeben. So etwas wie eine Dominante, bei Eisenstein die dialektische Montage, ist hier nicht auszumachen. Häufig wiederkehrende Verfahren sind Kommentare der Filmhandlung durch Zwischentitel, der Einsatz dokumentarischen Materials oder graphischer Illustrationen, die Gleichberechtigung der Geräuschkulisse gegenüber dem Gesprochenen, »falsche« Anschlüsse, die der gewohnten, auf Kontinuität von Raum, Zeit und Handlung ausgelegten Montage zuwiderlaufen, Abschweifungen von der »eigentlichen« Filmhandlung etwa durch politische Diskussionen an unvermuteter Stelle, schließlich die Einbeziehung der filmischen Produktionsmittel in die Filmwirklichkeit, deren Konstitutionsbedingungen im Prozess der Filmwahrnehmung selber zu Bewusstsein gebracht werden. Wenn Godard sich auch als Realist verstand, ging es ihm nie um eine Illusion von Wirklichkeit, weder von der schäbigen bestehenden noch von einer möglichen besseren. Seine Filme thematisieren die Produktion von Wirklichkeit selbst; gezeigt wird keine abgeschlossene Fiktion von Welt, sondern welche Prozesse da am Werk sind, die dem Zuschauer eine Vorstellung von dem vermitteln, was er oder sie für wirklich hält. Wenn Godards Filme darüber hinaus ein gemeinsames Thema haben, dann sind es vielleicht die Kinder von Marx und Coca-Cola, als welche er selbst die damalige Generation in einem Zwischentitel in *Masculin féminin* bezeichnet hat; oder, seit Mitte der Sechziger, der Spätkapitalismus und die in Paris getroffenen Veranstaltungen, sich den Zumutungen dieses Lebens zu erwehren.

»Il faut opposer des idées vagues des images claires«¹³, steht in *La Chinoise* (Die Chinesin) an einer Wand geschrieben, was 1967 bereits als eine ahnungsvolle Parodie der maoistischen Selbstinszenierungen der Studentenbewegung, aber ebenso als Auskunft über das eigene Tun gelesen werden konnte. Ob Godards Filme dem jemals wirklich gerecht geworden sind, lässt sich heute vor allem noch anhand des vorhandenen Materials oder mit Blick auf die filmtheoretischen Debatten jener Zeit beurteilen; eine »reale« Wirkungsgeschichte ist nicht überliefert. Wer einen dieser Filme sieht, kann sich kaum vorstellen, dass sie Anschluss ans breite Publikum gefunden haben. Dass sie jedoch als Filme zu ihrer Zeit möglich waren, produziert und auf Kinoleinwände projiziert wurden und zuweilen für einiges Aufsehen in der Öff-

13 »Man muss vagen Ideen klare Bilder entgegenstellen.«

fentlichkeit sorgten, gibt Zeugnis von einer filmischen Sensibilität, die heute selbst den unversöhnlichsten Kritikern der gesellschaftlichen Wirklichkeit abhanden gekommen sein dürfte.

IV.

Die auf Anhieb banale Tatsache, dass zu einem Film auch das Sehen des Films, also ein Publikum gehört, ist für kommerzielle Filmemacher eine Existenzfrage, für die politischen aber eine Glaubensangelegenheit. Während ein Godard zahlreich kopiert oder einige seiner Verfahren adaptiert wurden (in Westdeutschland etwa von Harun Farocki), gab es andererseits schon damals Vorbehalte gegen ein solch ›elitäres‹ ästhetisches Konzept, das in der Tradition der Avantgarde vor allem ein intellektuelles Publikum adressierte. Jemand wie Costa-Gavras setzte dagegen auf Massenwirkung. Mit seinen politischen Thrillern wollte er die Filmerfahrungen des Publikums ganz bewusst aufgreifen und sich lieber im Medium des Gewohnten verständlich machen, als mit Verstößen gegen die Erzählkonvention womöglich am Publikum vorbeizureden. Ob er damit wirklich verständlicher oder politisch wirkungsvoller war als Godard, ist eine leidige Frage, die sich letztlich nur nach ästhetischen Vorannahmen entscheiden lässt. Der Streit um Realismus und Kommunizierbarkeit von Kunst wurde bereits in sämtlichen Gattungen ergebnislos ausgefochten, auch im Film. Ungleich leichter ist hingegen zu beurteilen, dass die frühen Filme von Costa-Gavras (siehe Z von 1968), trotzdem hier alle Elemente des klassischen Erzählkinos erhalten bleiben, ästhetisch allemal versierter sind als die Werke eines Ken Loach, der als einer der wenigen noch bis heute sozialistische Spielfilme in die Kinos bringt. Die Typologie der Figuren, die bei Costa-Gavras als gesellschaftliche Charaktere gezeichnet sind, sowie die ungeachtet aller beabsichtigten Massenwirkung recht komplexe Erzählstruktur unterscheiden ein solches politisches Mainstreamkino doch sehr deutlich von den notdürftig politisierten Romanzen, wie sie Loach mit vordergründigem Realismus präsentiert. Relevanter als die Frage, ob man einem Godard vor einem Costa-Gavras den Vorzug geben sollte – was heutzutage ein Luxusproblem wäre –, ist die, warum man einem Film wie Z noch vor jedem Film von Ken Loach unbedingt den Vorzug geben muss. Was wiederum die Frage aufwirft, weshalb das Kino, was sein Verhältnis zu einem Phänomen wie ›Gesellschaft‹ anbelangt, seit ungefähr dreißig Jahren immer unzuverlässiger geworden ist. Benjamins Technikphilosophie des Films wäre heute spätestens widerlegt: mit der Erweiterung der technischen Möglichkeiten der Filmproduktion sind die Bilder unscharf geworden. Das Objektiv der Kamera garantiert noch keine Aufnahme

der Wirklichkeit. Und wer von der Wirklichkeit nichts versteht, meinte Brecht, der versteht auch nichts von Kunst. Würde das als Zugangsvoraussetzung ernsthaft gelten, wäre es um die Filmkunst vielleicht schon geschehen.

Dass ein politisches Kino, wie man es von Eisenstein bis Godard zu sehen bekam, gegenwärtig nicht mehr existiert, ist kaum verwunderlicher als die Tatsache, dass das Kino insgesamt außer technischen Trickereien nur noch wenig zu bieten hat. Politisch Filme zu machen, wie Godard das nannte, gelingt vorzugsweise dort, wo Filmkünstler und Publikum für Kunst und Wirklichkeit gleichermaßen sensibilisiert sind. Das war in den zwanziger und sechziger Jahren mehr als zu jeder anderen Zeit der Fall. Bewegte Bilder, die sich solcherart auf die Wirklichkeit beziehen, sind nicht nur zufällige Geniestreiche, sondern auch angewiesen auf eine gesellschaftliche Bewegung, die zuzeiten als eine Art Prisma fungiert, durch das Filmkunst und Wirklichkeit kommunizieren. Dafür spricht, andersherum, dass mit der Niederlage der Arbeiterbewegung und schließlich mit dem Zerfall der Protestbewegung der Sechziger jeweils auch die Filmkunst die Orientierung verlor. Hinzu kommt heute, dass das Kino als Medium einiges von seiner Reputation eingebüßt hat. Als Godard antrat, die Realitätsillusionen des Kinos zu zerstören und stattdessen »die Klassengegensätze mit Bildern und Tönen zu studieren«¹⁴, war das Kino immerhin noch eine mediale Autorität und das Fernsehen dagegen eine recht kümmerliche Konkurrenzveranstaltung. Bewegte Bilder waren ein besonderes Privileg der Leinwand, nicht schon die alltägliche Routine der Bildschirme, von wo aus man mittlerweile das Leinwandgeschehen beurteilt. In welchem Maße sich die audiovisuellen Wahrnehmungsgewohnheiten seitdem durch die Verbreitung von Privatfernsehen, Computer und anderen Medien geändert haben, kann bisher nur vermutet werden. Das Kino, so viel ist sicher, hat sich sehr gründlich verändert. Auch hier gilt möglicherweise die Faustregel, dass jede Gesellschaft die Filme zu sehen bekommt, die sie verdient. Eisenstein, Buñuel und Godard gehören jedenfalls nicht mehr dazu. Dass die Menschen sich noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts um die Modalitäten von Zwang, Ausbeutung und Herrschaft raufen müssen, war damals vielleicht schon vorauszuahnen, aber als Prognose verständlicherweise nicht sehr hoch im Kurs. Mit Hilfe des Kinos wollte man das Leben verändern: was einmal als greifbare Möglichkeit erschien, käme einem heute bestenfalls als Schnapsidee vor. Umgekehrt hat sich mit dem Leben draußen in der Welt längst das Kino verändert und den neuen »Realitäten« angepasst. Wer unter diesen Umständen nicht wehmütig zurückblickt, sondern sich ans Gegenwärtige hält, stößt bald auf einen Michael Moore, dessen

14 Godard/Kritiker, a.a.O.

halbdokumentarische Bestseller in ihren besten Momenten an die Filmessays von Chris Marker erinnern, in ihren schlechtesten aber an die Millionen Zuschauer, deren politischen Motivationen heute noch weniger zu trauen ist als früher der Massenwirkung eines avantgardistischen Films.

Mit Vorschriften und Voraussagen sollte man sich auch in der Filmgeschichte zurückhalten. Noch nie war die Filmkunst verpflichtet, auf Ratschläge aus der Theorie zu hören. Die Filmpraxis, die es bereits gibt (oder gegeben hat), wäre im Übrigen Ratgeber genug. Wer es dennoch mit der Theorie halten wollte, könnte sich aber folgenden Rat mit auf den Weg nehmen:

- Heute ist das sozialkritische Moment der Kunstwerke zur Opposition gegen die empirische Realität als solche geworden, weil diese zur verdoppelnden Ideologie ihrer selbst, zum Inbegriff von Herrschaft wurde. Dass darüber Kunst nicht ihrerseits gesellschaftlich gleichgültig, leeres Spiel und Dekoration des Betriebs werde, hängt davon ab, in welchem Maß ihre Konstruktionen und Montagen zugleich Demontagen sind, zerstörend die Elemente der Realität in sich empfangend, die sie aus Freiheit zu einem Anderen zusammenfügen.¹⁵

Damit hat Adorno, der den künstlerischen Möglichkeiten des Films bekanntlich sehr skeptisch gegenüberstand und erst recht der politischen Indienstnahme von Kunstwerken eine Absage erteilte, unwillentlich auch der Filmkunst die Richtung gewiesen. Dass deren Konstruktionen und De-Montagen nichtsdestotrotz auf die empirische Realität verwiesen bleiben, ist allerdings auch eine Stärke des Films. Die Herausforderung bestünde darin, die Wirklichkeit *aufzunehmen*, ohne sich darum mit ihr gemein zu machen.

15 Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Gesammelte Schriften Bd. 7, Frankfurt a.M. 1997, S. 379.

DON'T PANIC! – SOME SCIFI ADVICE FOR POLITICS

Donna P. Nick

Sto'Vwafgar klimperte verwirrt mit den Nickhäutchen. »Aber was tut ihr hier draußen?«

Ich zuckte mit den Schultern, fragte mich, ob die Geste unter dem klobigen Raumanzug, der mich vor der blausäurebitteren Atmosphäre schützte, überhaupt wahrnehmbar wäre, und kam dann zu dem Schluss, dass das Wesen vor mir sie wahrscheinlich ohnehin nicht hätte interpretieren können. »Eigentlich versuchen wir nur, unsere Position zu bestimmen.«

Der haardünne Schlitz über Sto'Vwafgars Augen öffnete sich weit und spie einen Laut aus, der einem langgezogenen Rülpsen glich. Das Geräusch schepperte durch mein Außenmikrofon und rollte ein paar Sekunden durch meinen Helm. Ich beantwortete das, was ich für ein Lachen hielt, mit einem behutsamen »Haa?«

»Nun, das wird euch kaum gelingen, wenn ihr einfach hier sitzen bleibt«, erklärte Sto'Vwafgar zwischen kurzen, amüsierten Würgern.

Donna P. Nick: Wenn alle Materie in einem Stern geboren wurde, warum ist es dann so scheiße dunkel hier draußen? Polytopia Press. Bellona 1997. S. 23.

Planeten außerhalb des Solarsystems, Doppelsternsysteme, pangalaktische Donnerorgler, Monopolmagnetenbergbau, Aliengesellschaften mit sieben Geschlechtern, intelligenter Schimmelpilz, zwei Sekunden Ewigkeit. Es fällt nicht schwer, fasziniert zu sein von der Menge möglicher Gedankenspiele, den Was-Wäre-Wenn-Ideen, der Neu-Kombination verschiedenster Elemente unserer Alltagswelt, dem Weiterdenken von Entwicklungen, den Parallelwelten, dem Fremden und dem Neuen, das sich paradoxerweise aus unseren eigenen Köpfen erschafft.

Mit unserer Begeisterung für die Science Fiction haben wir zwar unseren Navigationsraum bestimmt, aber noch nicht ansatzweise unsere Position. Bevor wir sinnvoll von unserer Position – politisch wie praktisch – reden können, müssen wir uns mit Sensorsystemen ausstatten. Mit Hilfe von Ideologie-Scannern und Diskurs-Empfängern können wir den Raum, in dem wir uns bewegen, zumindest vorläufig kartographieren – in ein Diskursiversum von Texten, Galaxien der Science Fiction und dem ganzen Rest.

DAS DISKURSIVERSUM: ERZÄHLENDE TEXTE

Was macht erzählende Texte eigentlich politisch interessant? Wieso sagen Bücher, Comics, Filme, Theaterinszenierungen, Konzeptalben, Werbespots oder sogar der phantasievoll hochgetunte Erlebnisbericht von der letzten Demo etwas über die gesellschaftlichen Verhältnisse aus? Die Gemeinsamkeit solcher erzählender Texte ist das, was wir den Hologrammeffekt nennen. Erzählende Texte interpretieren die »Wirklichkeit«. Diese Interpretation findet immer aus einer bestimmten Perspektive statt (oft und typischerweise weiß, männlich, westlich, heterosexuell), die ideologisch überformt ist. Erzählende Texte doppelten die »Wirklichkeit«, indem sie eine Interpretation daneben setzen, also ein Bild oder Hologramm erzeugen.¹ Die Erzählmöglichkeiten sind dabei so komplex wie das, was erzählt und betrachtet wird. Gesellschaftliche Widersprüche, in die wir tagtäglich verstrickt sind, werden in Geschichten exemplarisch. Zugleich bieten Geschichten das Potenzial, die Auswirkungen dieser Widersprüche in konkreten Situationen erfahrbar zu machen, sich also rein zu beamen, den Hologrammeffekt zu nutzen. Natürlich ist das nicht automatisch in irgendeiner Weise emanzipatorisch, sondern kann auch eine ganz und gar reaktionäre Angelegenheit sein. Aber das ist nur ein Grund mehr, sich dafür zu interessieren, was erzählt wird, wie es erzählt wird – und was dabei ausgelassen wird.

BETELGEUZE, ANDROMEDA UND DIVERSE – DIE GALAXIEN DER SCIENCE FICTION

Im Universum der erzählenden Texte gibt es einige Galaxien, die im allgemeinen als Science Fiction bezeichnet werden. Diese Sternenhaufen zeichnen sich dadurch aus, dass sie versuchen, sich dem Chronotop (Zeit-Raum) der historisch erfassbaren »Wirklichkeit« zu entziehen – dass sich in ihnen also Dinge, Zeiten und Orte zutragen, die den Rahmen derzeit möglicher menschlicher Erfahrungen verlassen. Gerade die Realitätsferne der Science Fiction bietet einen Vorteil, wenn es darum geht, eine kritische Haltung zur »Wirklichkeit« zu entwickeln. Wer sich in eine Galaxie der Science Fiction begibt, muss sich darauf einstellen, dass in diesem Denk-Raum nichts Selbstverständliches mehr gelten muss. Vor dem »fremden« Hintergrund wird das,

1 Das, was wir »Wirklichkeit« nennen, ist auch ein Hologramm. Die echte, wahre und einzige Wirklichkeit konnte nur von der Spezies der Saxifragen wahrgenommen werden, die leider vor unzähligen Lichtjahren vor Langeweile ausstarb.

was sonst als selbstverständlich erscheinen kann und normalerweise gar nicht bemerkt werden würde, plötzlich befremdlich.

Bei in der Gegenwart, oder in gekannt geglaubten historischen Epochen angesiedelten Texten und Filmen wird der Kontext leicht eins zu eins als »normal« oder »wahr« übernommen. Je »näher« uns ein Text ist, desto weniger nehmen wir die Kontextualität wahr. Je weiter weg ein Text von unseren Denk- und Lebensgewohnheiten ist, desto mehr müssen die in ihm dargestellten Verhältnisse reflektiert werden. Die Science Fiction verschließt sich also jener Selbstverständlichkeit, mit der wir die »normalen« (rassistischen, heterosexistischen etc.) Ideologien des Alltags akzeptieren. Das bedeutet nicht, dass diese Ideologien in der Science Fiction nicht auch reproduziert werden können. Aber was bei einem Text, der sich auf die Gegenwart bezieht, unauffällig bleibt, kann bei einem Science Fiction Text noch (oder wieder) Verwunderung auslösen.

SCHROTTPLATZ DER TECHNO SCIENCES ODER SCHÖNER WOHNEN® ?

Es ist nicht das Problem der Science Fiction, die Zukunft vorherzusehen, es ist ihr Problem, die Gegenwart zu bewältigen. Sie tut dies, indem sie die Phänomene gesellschaftlicher Herrschaft und der Technologie isoliert und in pointierter Form »verlängert« in das, was man weniger eine hypothetische Zukunft als einen abstrakten Denk-Raum nennen könnte.

Georg Seeßlen, Fernand Jung: Science Fiction. Grundlagen des populären Films. Schüren Verlag, Marburg 2003.

Uns geht es darum, Science Fiction als Kritik und auch kritisch zu lesen. Science Fiction als Kritik kann als erzählerische Stichprobenanalyse für gesellschaftliche Entwicklungen dienen, ein Weiterdenken im Sinne von »Wohin führt das?«, oder »Was würde das zu Ende gedacht bedeuten?«. Science Fiction greift viele alltägliche Machtverhältnisse auf wie zum Beispiel rassistische Ausgrenzung, das Patriarchat, Bio- und Körperpolitik, Normierung, Überwachung und Kontrolle – um nur ein paar zu nennen. Natürlich muss diese »warnende« Kritik nicht immer links sein: Mindestens genauso oft wird sie konservativ-kulturpessimistisch formuliert. Science Fiction hatte schon immer ein technikfeindliches Element, eine abergläubische Angst vor dem, was wir möglicherweise aus der Pandorabüchse lassen. Diese Angst kann auch zum Ressentiment gegen alles, was die »alten Werte« bedroht, führen. Letztere Form der konservativen Gesellschaftskritik unterziehen wir dann doch lieber Kritik nach unseren Maßstäben.

Wie ist das eigentlich mit der Utopie? Soll die uns nicht zeigen, wie eine Gesellschaft frei von Widersprüchen, Herrschaft und Ausbeutung aussieht? Die klassische Definition von Utopie als »gesellschaftlichem Idealzustand« zielt auf Unhinterfragbarkeit ab. Um die »perfekte Welt« zu schaffen, muss die Utopie dieser Spielart alle gesellschaftlichen Widersprüche zwangsweise auflösen. Zu der Ausblendung jener Widersprüchlichkeit kommen meist noch ein Zwangskollektivismus inklusive Arbeits- und Leistungsethos. Eine Utopie, in der niemand auf der faulen Haut liegen darf oder will, ist unserer Meinung nach ganz und gar nicht erstrebenswert.

Dagegen erscheint es uns durchaus ehrenwert, utopische Konzepte wohltdoziert in die Science Fiction einzubringen. Solche Utopismen haben keinen Absolutheitsanspruch. Stattdessen bieten sie Anlass, die eigenen Vorstellungen von einer besseren Gesellschaft kritisch zu betrachten. Sie sind virtuelle Testläufe auf Verhandlungsbasis, deren Erkenntniswert gerade in ihrer Fehlerhaftigkeit liegt. Weniger selbstkritische Utopismen erzielen manchmal unfreiwillig das gleiche Ergebnis – z.B. dann, wenn unter der glücklichen Gemeinschaft Gleicher das Zwangskollektiv durchschimmert. Auch eine Mainstream-Serie wie *Star Trek* provoziert dazu, solche Brüche wahrzunehmen – zum Beispiel wenn uns plötzlich auffällt, wie verbissen all diese besseren Menschen ihrem Leistungsethos anhängen, und dass, obwohl es angeblich gar kein Geld mehr gibt. Da kann doch was nicht stimmen ...

IT CAME FROM PLANET EARTH

Um beim Beispiel *Star Trek* zu bleiben: Dieser Mythos postuliert mit der Abschaffung des Geldes die radikale Veränderung der kapitalistischen Vergesellschaftungsform des Subjekts. Und doch haben diese so radikal anders vergesellschafteten Subjekte nichts besseres im Sinn, als getreu den Denkmustern der kapitalistischen Verkehrsform weiterzuleben, die in diesem Falle wären: Leistung, sozialer Aufstieg und all das zum Wohl der Gemeinschaft. Dieser Widerspruch macht noch einmal deutlich, dass Science Fiction im Kontext der Gegenwart gesehen werden muss, in der sie produziert wird. Sie nimmt zwangsläufig die Vorstellungen von Gesellschaft mit auf, aus der sie entstammt und in der sie rezipiert wird. Wobei wir bei dem Grundproblem des Versuchs, über die aktuellen gesellschaftlichen Verkehrs- und Denkformen hinauszudenken, wären: Können wir als von herrschaftsförmigen Gesellschaftsverhältnissen geprägte Subjekte überhaupt einen »freien« Gedanken haben, der über die Gesellschaftsverhältnisse, in denen wir uns bewegen, hinausgeht? Die Frage stellt sich noch radikaler, wenn wir das salopp »postmodern« genannte Dik-

tum annehmen, dass es nichts »Eigentliches« oder »Natürliches« gibt. Sind wir damit alle unfähig, das Richtige im Falschen zu denken? Das Wort »frei« erhält einen komischen Beigeschmack, wenn wir uns vorstellen, dass wir als Subjekte Produkte der gesellschaftlichen Verhältnisse sind, denen wir unsere Freiheit abtrotzen wollen. Freiheit von was? Von uns selbst? Kann es ein Wurmloch geben, dass uns aus diesem Diskursiversum führt? Vielleicht sollte jemand einen Science Fiction-Roman über dieses Problem schreiben ...

WAS IST DIE FRAGE AUF DIE ANTWORT »SCIENCE FICTION« ?

All die subversiven, kritischen Potenziale der Science Fiction aktualisieren sich leider nicht einfach von selbst. Science Fiction funktioniert wie eine eigene Sprache mit all ihren Nuancen, versteckten Implikationen und Konventionen – und diese Sprache will gelernt sein. Bei Science Fiction kann sich das recht schwierig gestalten, wenn ein einzelner Satz das Äquivalent von drei Festplatten voller Fragen über die Beschaffenheit seines speziellen Universums aufwirft. Und dann hat mensch/alien es auch noch bei jedem Film, jeder Serie, jedem Buch immer wieder mit einem neuen Universum zu tun ... Wir können jedoch versichern, dass sich der Aufwand lohnt.

Ein Science Fiction-Text hat wie alles andere im Diskursiversum keine »ursprüngliche« Bedeutung, sondern erhält seinen »Sinn« erst in der Rezeption. Das macht Texte nicht unkritisch – aber es lenkt den Blick auf ihre Brüche, auf ihre Potenziale an freiwilliger und unfreiwilliger Subversion bestehender Verhältnisse. Frei nach Stuart Hall erscheint Science Fiction als eine widersprüchliche Anhäufung von Symbolen. Und es gibt Anlässe genug, diese Symbole von links zu decodieren und ihnen damit ganz eigene Bedeutungen zu verleihen. Natürlich ist auch die Science Fiction voll von ideologischen und herrschaftsförmigen Diskursen, mit denen sich auch bei noch soviel De- und Recodierung von links wenig anfangen lässt. Schließlich ist das ganze Diskursiversum voller böser Bilder – die sexistisch, rassistisch, antisemitisch, kolonialistisch und nationalistisch sind, die heterosexuelle Normierung zementieren, die Ausbeutung aller Lebewesen legitimieren und sowieso herrschaftsförmig strukturiert sind. Die Kritik an diesen Bildern auf die Science Fiction zu konzentrieren, ist allerdings etwa so treffend, wie das Internet für Pornographie verantwortlich zu machen.

TO BOLDLY GO WHERE NO ONE HAS GONE BEFORE ...

Ich hockte mich vor das kniehohe Podest. Unter der transparenten Oberfläche husch-schillernde Ovale, stiegen aus rötlichen Schlieren auf und wurden wieder von ihnen verschluckt. Das Ding sah aus wie eine Kreuzung aus Wasserbillard und Aquarium – ich war mir allerdings nicht sicher, ob es eine Flüssigkeit oder nur dunstiges Gas enthielt. Ich bewegte die Hand ein paar Zentimeter über der Oberfläche im Kreis, und einige der bunten Ovale folgten ihr zappelnd.

»Was meinst du, was das ist?«, wandte ich mich an meine Begleiterin.

»Keine Ahnung« – sie zeigte auf das Podest. Mein Blick folgte ihrem behandschuhten Finger – ein schillernder Wirbel schwoll dort an, wo ich vor ein paar Sekunden meine Hand hatte kreisen lassen, und ein hohes Surren schien so etwas wie Maschinentätigkeit zu verkünden. »Aber ich schätze, wir werden es gleich herausfinden.«

Donna P. Nick: Wenn alle Materie in einem Stern geboren wurde, warum ist es dann so scheiße dunkel hier draußen? Polytopia Press. Bellona 1997. S. 42.

Was ist Science Fiction nun – ein gesellschaftlicher Holo-Emitter, mit dem wir uns in fremde Welten projizieren, um das noch Udenkbare zu denken? Ein fremder Planet, auf den wir uns beamen, um das zu entdecken, was wir mit uns gebracht haben? Die Galaxis, in der wir uns verflogen haben? Fügen wir noch eine vorläufig letzte mögliche Definition für Science Fiction an: Vielleicht ist sie ein Hyperraum-antrieb, der es uns entgegen der Gesetze der Physik erlaubt, den Ereignishorizont zu verlassen, der sich um das schwarze Loch linksradikaler Identitäten gelegt hat.² Die Reise geht also ins Ungewisse, da der direkte Ort-zu-Ort-Transport in die freie Gesellschaft wegen techno-sozialer Antriebsprobleme bislang unmöglich ist. Kein Grund zu bleiben, wo wir sind: Über die Einschätzung der Langstreckenscans können wir uns auf dem Weg streiten.

»Warum also Science Fiction?« – »Warum nicht?« – damit käme das Niveau der Antwort auf das der Frage herunter. Letztlich mögen wir Science Fiction nicht deshalb, weil sich mit ihr so toll politisch argumentieren ließe oder weil sie gar von sich aus irgendwie »links« wäre – vielmehr argumentieren wir in den Galaxien der Science Fiction, weil es uns dort ganz einfach gut gefällt. Oder, um es mit den Worten von Samuel R. Delany, einem unserer Lieblingsautoren, zu sagen »Die Universitäten sind voll von Leuten, die grundsätzlich keine Science Fiction lesen. Diese Leute leiden

2 Zur Erläuterung für all jene, die in der Sprache der Science Fiction noch wenig bewandert sind: Der Ereignishorizont ist der Bereich um ein schwarzes Loch, aus dem mit der in unserem Universum gültigen Höchstgeschwindigkeit für Wellen und Teilchen – der Lichtgeschwindigkeit – keine Flucht mehr möglich ist. Alles jenseits des Ereignishorizonts stürzt unweigerlich in einen singulären Punkt – in das schwarze Loch (das übrigens durch den Kollaps eines roten Überriesen zustande kommt).

unter nichts schlimmerem als Snobismus, und ihre Leiden interessieren mich wirklich nicht.«³

LEKTÜRE BEI STERNENLICHT:

Octavia Butler: Die Genhändler. Die Xenogenesis-Trilogie. Heyne Verlag. München 1999.

Samuel R. Delany: Einige überhebliche Arten, sich der SF zu nähern. In: Alaska. Zeitschrift für Internationalismus. Bremen 12.4.2001. Auch: <http://www.links-net.de/artikel.php?id=329>. Stand: 18.2.2004.

Donna P. Nick: Wenn alle Materie in einem Stern geboren wurde, warum ist es dann so scheiße dunkel hier draußen? Polytopia Press. Bellona 1997.

Marge Piercy: Er, Sie und Es. Argument Verlag. Hamburg 1998.

Georg Seeßlen, Fernand Jung: Science Fiction. Grundlagen des populären Films. Band 1 und 2. Schüren Verlag. Marburg 2003.

Christoph Spehr: Die Aliens sind unter uns. Siedler Verlag. München 1999.

3 Samuel R. Delany: Einige überhebliche Arten, sich der SF zu nähern. In: Alaska. Zeitschrift für Internationalismus. Bremen 12.4.2001.

(...)

Willkommen, willkommen, meine sehr verehrten Damen und Herren, Zuschauer und Zuschauerinnen, Boys und Girls. Willkommen bei einer weiteren Runde von »RunRabbitRun«, Ihrer Reality-Show mit dem Extra-Kick. Extra-Kick und Extra-Klick, denn Sie sind live dabei! Das Jagdfieber steckt in uns allen, das Abenteuer ruft, der Hase rennt. Nun, schalten wir doch mal zum Hasenstall und sehen nach, was unser Häschen heute so getrieben hat. Die neuesten Hinweise über die heutige Route unseres hakenschlagenden Nagetierchens, dazu Tipps und Vermutungen über sein aktuelles Schlupfloch gibt's unter www.runrabbitrun.tv für nur 2 Euro pro Minute. Ich bin Toby Reissen und begleite Sie wie immer durch die Show.

h.b. klickte RunRabbitRun in die rechte untere Ecke ihres Bildschirms und stellte den Ton leiser. Sie schlürfte einen Schluck schwarzen Kaffee. Eigentlich musste sie die Links von www.schuhaumann.de ein letztes Mal überprüfen. Sie hatte überhaupt keine Lust dazu, es war ein komplett öder, uninspirierter Webauftritt eines Familienbetriebs. Herr und Frau Naumann wussten zwar nicht, was sie wollten, aber dafür genau, was sie nicht wollten. »Wir sind ein seriöses und gediegenes Schuhhaus. Wir bitten Sie, das bei der Gestaltung unseres Webauftritts in Betracht zu ziehen und keine aufdringlichen Farben zu verwenden.« Nun rotierten beige Gesundheitsschuhe langsam vor braunem Hintergrund. Die Naumanns waren auf orthopädische Schuhe spezialisiert. Das Durchschnittsalter ihrer Kunden lag bei 65, einer Altersgruppe, in der sich das elektronische Shopping besonders durchgesetzt hatte. Schließlich hatten sogar die Naumanns die Zeichen der Zeit erkannt und doch noch einen Webauftritt in Auftrag gegeben.

(...)

h.b. rieb sich die Augen. Es dämmerte, graues Licht breitete sich allmählich in ihrem Zimmer aus. Endlich fertig mit www.schuhaumann.de. Keinen Tag länger schlechte Visipics von klobigen Schuhen in deprimierenden Brauntönen bearbeiten. Sie streckte sich in ihrem Chfessel und gähnte. Der Sessel war ein Erbstück ihres Großvaters, ein wuchtiges Designerstück aus den 80ern, protzig aus schwarzem Leder und blinkendem Chrom. Ihr Großvater war ein fieser Ausbeuter gewesen, ein Kapitalistenschwein der alten Schule. Trotzdem, ohne den Chfessel konnte h.b. nicht richtig denken. Von diesem Sessel aus spann sie genüsslich die Netze ihrer

elektronischen Subversionen. In den letzten Wochen war dank www.schuhnaumann.de nicht viel Zeit für subversive Taten gewesen. h.b. seufzte. Was tat mensch nicht alles, um das Geld für Miete und Essen zusammen zu bekommen. Kookie schuldeten ihr drei Monatsmieten, das wurde langsam ein Problem. h.b. starrte auf die in Brauntönen gehaltene Webpage. Im Hintergrund liefen immer noch die Wiederholungsloops von RunRabbitRun. Sie fühlte sich viel zu müde, um jetzt noch die Game Show auszuwerten. Sie streckte sich und ihr Blick fiel auf die »Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace«, die sie hinter ihren Monitor an die Wand gepinnt hatte. Das historische Pamphlet hing dort als Motivationsmittel in demotivierten Momenten. h.b. begann, die Zeilen zu überfliegen.

»Regierungen der Industriestaaten, Ihr erschöpften Riesen aus Fleisch und Stahl, ich komme aus dem Cyberspace, dem neuen Zuhause des Geistes. Im Namen der Zukunft bitte ich Euch, die Ihr der Vergangenheit angehört: Lasst uns in Ruhe! Ihr seid uns nicht willkommen. Dort, wo wir uns versammeln, habt Ihr keine Macht.

Wir haben keine gewählte Regierung und werden wahrscheinlich nie eine haben – und so spricht aus mir keine größere Autorität als die der Freiheit selbst. Ich erkläre den globalen sozialen Raum, den wir errichten, als unabhängig von den Tyrannen, die Ihr uns aufzwingen wollt. Ihr habt weder das moralische Recht, über uns zu herrschen, noch habt Ihr Methoden der Durchsetzung, die wir wahrhaft fürchten müssten.

(...)

Der Cyberspace besteht aus Transaktionen, Beziehungen und Gedanken, die wie eine stehende Welle im Netz unserer Kommunikation angeordnet sind. Unsere ist die Welt, die überall und nirgends ist, aber nicht dort, wo Körper leben.

Wir erschaffen eine Welt, die alle betreten können ohne Bevorzugung oder Benachteiligung aufgrund von Rasse, Wohlstand, Militärgewalt oder Herkunft.

Wir erschaffen eine Welt, in der alle, an jedem Ort, zu jeder Zeit ihre Überzeugungen äußern können, wie einzigartig diese auch sind, ohne Angst davor haben zu müssen, zum Schweigen oder zur Anpassung gezwungen zu werden.

Eure Rechtsvorstellungen von Eigentum, Meinungsfreiheit, Identität, Bewegungsfreiheit und kausalem Zusammenhang sind auf uns nicht anwendbar. Sie begründen sich alle aus der Materie, und Materie gibt es hier nicht.

(...)

Wir erklären unser virtuelles Selbst Eurer Herrschaft gegenüber als immun, selbst wenn unsere Körper weiterhin Euren Regeln unterliegen.

Wir werden uns über den ganzen Planeten verbreiten, so dass niemand unsere Gedanken einsperren kann. Wir werden eine neue Zivilisation des Geistes im Cyberspace erschaffen.

(...)

Der Autor dieser etwas barocken Unabhängigkeitserklärung, der ehemalige Textschreiber der Greatful Dead John Perry Barlow, hatte sich gründlich getäuscht. Das World Wide Web war seit langem vollständig kolonialisiert, der Austausch von Ideen und Informationen strikt reglementiert. Der Text war auf den 8. Februar 1996 datiert, den Tag, an dem in den USA der »Telecommunications Reform Act« beschlossen wurde. Wenige Jahre später folgte Europa mit der »Telekommunikations-Überwachungsverordnung«. Seitdem wurde die gesamte Kommunikation im www überwacht, in Europa war die Behörde »Enfopol« zuständig. Das www wurde im Prinzip nur noch als großer Supermarkt und staatlicher Verwaltungs- und Überwachungsapparat genutzt. Für Geld war dort alles zu haben, alles außer freier Information. Bei jedem Informationsaustausch wurden Kontaktprofile der User erstellt. Zusätzlich durchliefen alle Webseiten, Diskussionsforen und E-Mails Stichwortscanner, wurden bei verdächtigem Inhalt aussortiert und von den Behörden mitgelesen. Ein anonymer Aufenthalt im www war illegal und technisch kaum noch möglich.

Jeder Rechner war auf den Namen einer volljährigen Person registriert, jeder Weg, der von diesem Rechner im Netz besritten wurde, ließ sich zurückverfolgen. Jeder haftete persönlich für die Benutzung seines Rechners, Internetcafes konnte man nur gegen die Vorlage eines Personalausweises nutzen. Anfang des Jahrtausends wurde auf Betreiben der Unterhaltungsindustrie der »Duty of Copyrights Act« beschlossen, um die Open-Source- und die Freeware-Bewegungen einzudämmen. Danach war es verboten, geistiges Eigentum kostenlos an mehr als zehn Personen weiterzuverbreiten. Eine Weitergabe an bis zu zehn Personen galt als »Schenkung«, was darüber hinausging, war gebührenpflichtig: Im Prinzip also alles, was außerhalb des eigenen Kopfes formuliert wurde. Theoretisch hätte man Copyrightgebühren zahlen müssen, wenn man einen Witz weitererzählte. Im Privatgebrauch wurde das Gesetz nicht ganz so streng gehandhabt. Wer jedoch mit freier Software arbeitete, war gesetzlich verpflichtet, die Urheber von Programmen ausfindig zu machen und ihnen Copyrightgebühren zahlen. Die Verwendung von freien, kostenlosen Betriebssystemen wie Linux, an denen Tausende über Jahre hinweg programmiert hatten, wurde dadurch illegal. Verstöße gegen den »Duty of Copyrights Act« wurden mit hohen Geldbußen und sogar Gefängnisstrafen geahndet. Die freie Software Community gab auf, wurde verhaftet oder ging in den Untergrund. Zunächst gab

es einige Proteste, deren Informationswert allerdings vom Kriegsgeschehen im Nahen Osten überlagert wurde. Die Proteste wurden schnell, unauffällig und effektiv zum Verstummen gebracht.

h.b. klickte die Game Show größer. Sie hatte beschlossen, sich vor dem Schlafen doch noch den ganzen Loop anzusehen. In ihrer »GameShowNo«-Gruppe, einer Arbeitsgruppe der Greeks, war h.b. für RunRabbitRun zuständig. Die Greeks waren ein weltweiter Zusammenschluss von Cyber-AnarchistInnen, die für freie Kommunikation, das hieß die kostenlose und nicht überwachte Nutzung der Netze kämpften. Der Öffentlichkeit führten sie durch gezielte Aktionen und Sabotageakte die Mechanismen des elektronischen Überwachungsapparats vor und erweiterten gleichzeitig das Trojanische Netz, ihr anarchisches Netz im Netz.

»... und Extra-Klick, denn Sie sind live dabei! Das Jagdfieber steckt in uns allen, das Abenteuer ruft, der Hase rennt. Nun, schalten wir doch mal zum Hasenstall und sehen nach, was unser Häschen heute so getrieben hat. Die neuesten Hinweise über die heutige Route unseres hakenschlagenden Nagetierchens, dazu Tipps und Vermutungen über sein aktuelles Schlupfloch gibt's unter www.runrabbitrun.tv für nur 2 Euro pro Minute. Ich bin Toby Reissen und begleite Sie wie immer durch die Show.«

Das Bild wechselte von Toby Reissens eckigem Moderatorenginsen zu der Innenaufnahme eines engen Raums, in dem eine Gestalt auf einer Liege saß. Der Raum erinnerte h.b. an eine Gefängniszelle.

»Nun, unser Hase hat die Schonzeit in seinem geheimen Schlupfloch zu einem kleinen Nickerchen genutzt. Es ist aktuell 20 Uhr und drei Minuten, in weniger als einer Stunde geht die Jagd weiter. Wir sind dir dicht auf den Fersen. Wie fühlst du dich, Rabbit?«

Das Gesicht des Kandidaten war bunt gerastert, so dass nicht einmal seine Haarfarbe zu erkennen war. Er wandte sich der Kamera zu. »Gut, gut geht's mir, Toby. Danke.«

»Deine erste Tagesaufgabe hast du ja erfolgreich gelöst, nicht wahr. War was Einfaches, zur Eingewöhnung sozusagen, hahaha. Zeig mal her, das gute Stück.«
Der Kandidat hielt einen ausgestopften Hasen ins Bild.

»Die Tagesaufgabe lautete:

›Sei ein Hoppeltier

Den Feldhasen bring uns her

Renn Hase, renn schnell.«

Ein ausgestopftes Häschen hat der Kandidat organisiert, gewieftes Kerlchen, unser Hoppeltier. Der Hase hat ein Häschen aus dem Museum für Naturkunde ent-

liehen. Keine Empörung, meine Damen und Herren, Boys und Girls, User und Userinnen, die Trophäe wird dem Museum selbstverständlich wieder zurückgegeben. Wir sind ja schließlich keine Diebe, Hacker oder Mörder, hahaha.«

Das Bild schaltete wieder ins Studio. Toby Reissen hielt dem Zeugen, einem Museumswärter in Uniform, ein Mikro unter die Nase.

»Nun, Herr Lüdert, haben Sie gar keinen Verdacht geschöpft?«

Herr Lüdert schnaufte. »Doch, beim Frühstück hatten wir natürlich RunRabbitRun laufen, meine Frau hat noch Witze gemacht, dass heute im Museum vielleicht eine Million anspaziert. Aber wir sind ja völlig unterbesetzt im Museum, das ist ein Problem, weil das Museum hat nicht genug finanzielle Mittel. Also, ich habe heute schon besonders geguckt nach verdächtigen Subjekten, aber dass das Karnickel mich belauert und den gemeinen Feldhasen entwendet, also mit so einer Unverfrorenheit hinter meinem Rücken sich an Museumseigentum vergeht, als ich gerade mal pis...Möp!...austreten war...«

Herr Lüdert blubberte empört weiter. h.b. stellte die Gameshow auf »Pause« und klickte Lüderts Gesicht größer, bis der dicke, milchige Schweißtropfen an seiner Nasenspitze die gesamte Bildschirmfläche einnahm. Der Schweißtropfen war es wert, in ihr Bildarchiv aufgenommen zu werden. Sie speicherte ihn im Ordner »Körperteile«. Ein Schweißtropfen war zwar nicht wirklich ein Körperteil, aber die Nase unter dem Tropfen war eins. Während sie speicherte, wurde von ihrem Konto die Copyrightgebühr von 0,79 € an net.tv abgebucht. h.b. ließ die Show weiterlaufen. Wieder war der Kandidat in seinem Schlupfloch zu sehen. Er hatte den ausgestopften Feldhasen neben sich auf die Liege gesetzt und rieb sich die Nase im gerasterten Gesicht. h.b. runzelte die Stirn. Irgendetwas kam ihr bekannt vor an diesem Spieleshows-Exhibitionisten, trotz der Gesichtsrasterung. Aus dem Fernsehen konnte sie ihn nicht kennen, an den Gameshows durften nur völlig unbekannte Kandidaten teilnehmen. Die Beliebteren erhielten nach der Show ein paar Werbeverträge und konnten sich so ihre Rente sichern. Die meisten verschwanden sofort wieder in der Versenkung. Als Spieleshowskandidaten bekamen sie ein paar Tage die Aufmerksamkeit der Medien, ein paar Tage Berühmtheit und Bedeutung, die dann für den Rest des Lebens reichen mussten. Einmal in einer Gameshow aufzutreten war zu einem wichtigen gesellschaftlichen Ritus geworden. Den Auserwählten haftete die Aura der höheren Weihen des Informationszeitalters an. h.b. kam nicht darauf, woher sie den Kandidaten kannte. Vielleicht war sie mit ihm zur Schule gegangen.

DIE JUNGE DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR UND GESELLSCHAFT NACH 1989/90

Thomas Ernst

AUSZÜGE AUS EINER IDEOLOGIEKRITISCHEN TEXTCOLLAGE

I.

1989/90. Francis Fukuyama: Das Ende der Geschichte. Der kapitalistische Wahnsinn siegt auf ganzer Linie (nur einer hält sich ganz fidel). Für Deutschland heißt das: GAU und Weiler. Dissonanter Deutschland-Gesang der Herren Kohl, Brandt, Genscher und Momper am Schöneberger Rathaus. Ein damals 20jähriger wird wenige Jahre später in einem Bestseller schreiben: Wir hatten erstmals ein paar patriotische Gefühle und ärgerten uns über die Linken, die in ihre Trillerpfeifen bliesen. Die Jungs an der Ostfront verstehen die Botschaft, organisieren lustige Feuerspiele zum Gedenken an die alten Führer. 1991 Rostock-Lichtenhagen. Hoyerswerda. 1992 Mölln. 1993 Solingen. Hipp hipp hurra, alles ist super, alles ist wunderbar. Jubelnde Menge Massenware. Die Heimat Adolf Eichmanns vereinigt und berlinerrepublik, die selbstbewusste Nation formiert sich, ein Ruck muss durch Deutschland gehen, anschwellige Bocksgesänge allerorten. Asylgesetze werden geändert, beschauliches Bonn in die Metropole Berlin verlegt, alles wird zur Standortfrage, ich kenne keine Parteien mehr nur noch Arbeitsplätze, das Holocaustmahnmal Deutschland versteinert sein Zentrum, Bubis soll gefälligst das Maul halten, Fahrradhelm Scharping lässt deutschen Atommüll ins Land der gegrillten Föten schießen, balla-baller.

Zeit für eine neue Generation: Generation X, Generation Y, Generation @, Generation Golf, Generation Berlin, Die 89er. Noch nie war soviel Generation wie in den Neunzigern. Ein Land hat Lust auf Erneuerung. Weg mit dem Büßergewande, wir sind wieder wer und selbstbewusst, d.h. die treibende Kraft in Europa, manchmal auch die treibende Kraft in der National Befreiten Zone, einen Helm dem, der Böses dabei denkt. 89 stellt 68 auf den Kopf. Das Ende der Bescheidenheit. Größer werden. Mitmachen. Drüber lachen. Yps-Kultur war angesagt. Auch in der Literatur der National Befreiten Killers.

Literaturmarkt goes Neues Erzählen. Abrechnung mit den Büßerjahren der Bonner Republik, Abrechnung mit der Holocaust-Erinnerung, Abrechnung mit der avan-

cierten und avantgardistischen Kultur, Teil II, 1990ff., es billert und bolzt gewaltig in den Feuilletonspalten: Es gibt keine Literatur mehr. Das, was heute in Deutschland so heißt, wird von niemandem gekauft und gelesen, außer von Lektoren und Rezensenten, den Autoren selbst und einigen letzten, versprengten Bildungsbürgern. (...)

Ich glaube, man kann die Literatur retten. Man muss einfach nur so lange gegen die selbstgefällige Sturheit der Altavantgardisten und Literaturnomenklaturisten anreden und anschreiben, bis es wieder anständige Romane gibt. Romane, die man in einem Ruck durchliest. Die man liebt, die man genauso atemlos und gebannt durchlebt wie eine gute Reportage, einen prima Film. Welche Chancen hat nun jenes »gute« Buch, es stammt von einem jungen deutschen Schriftsteller, die Gunst seines Besitzers auf sich zu lenken? Es hat nur eine: Es muss ihm Vergnügen machen. (...) Jede Art von Literatur ist erlaubt, außer der langweiligen. Literatur als Film, mit Vergnügen als zentraler ästhetischer Kategorie: So das Heilkonzept für die junge deutsche Leitliteratur und ihren Markt nach der Wende.

II.

Willkommen zu unserer heutigen Sendung über die aktuelle deutsche Popliteratur.

Was waren das für Zeiten, als ein Gespräch über Literatur noch eines über Bäume sein konnte. Wir internetten Surfbrettvormköpfe wissen es besser: Das waren Altavantgardisten, schnöselige Arschgeigen, die eben keinen Marsch blasen konnten. Literatur aber muss sein wie gute Musik und ein prima Film, denn gerade Scheiß-Alben starten durch in die Top Ten. Wir forderten siegesbesüßelt das volle Programm: mehr Sonne, mehr Spaß und mehr DJ Bobo-Culture in der Literatur. Ja, wir wollten Kopfeier sein anstelle der Eierköpfe, Kohler und Schröder, als wir es uns niemals vorstellen konnten. Es lebe die VIVAisierung der Literatur! Es lebe der Aufstand der anständigen Mitarbeiter der Unterhaltungsindustrie! Ein Roman ist nur mehr das aufgeblasene Drehbuch zum Film. Das Medium Buch ein Merchandise-Artikel zum Medienbetrieb. Buchkaufhäuser. Internet-Buchhandel. Verkaufsstatistiken. Unternehmensberater in Deutschlands größten Verlagen. Kunden, die dieses Buch gekauft haben, haben auch die folgenden Bücher gekauft. Keine Staus, keine Hektik, keine Anrufe. Keine andere Welt. Ich stehe sogar manchmal nachts auf und freu mich über die Eindimensionalität meines Horizonts.

Die Reise 1995: Christian Kracht: Faserland. Jetzt geht's los! Jetzt geht's los! 1997: Alexa Hennig von Lange: Relax. 1998: Benjamin von Stuckrad-Barre: Soloalbum. 1999:

Livealbum. Remix. Benjamin Lebert: 16 Jahre jung. Buch Crazy: 450.000 Mal verkauft. Film innerhalb eines Jahres in die Kinos. Beispiellose Erfolgsserie. Anfangs berichten nur Allegra, Vogue und Mädchen über die Bücher, die die Welt nicht braucht. Aus schlechten Zeiten werden gute Zeiten. 1999/2000 der Boom: Titelthema im Spiegel. Titelthema des Zeit-Feuilletons. 14teilige Serie in der taz.

Kracht, Stuckrad-Barre, von Lange, Lebert, Bessing, Alexander von Schönburg, Eckhart Nickel: Geständnisse einer neuen Gruppe von Literaturwürstchen:

Weil die doofen Nazis da warn, war Deutschland uncool, da konnte man durchs Land reisen, saufen, kotzen, wie man lustig, besoffen oder irgendwie traurig war. Die Schweiz aber rettete, denn sie ist ein Teil Deutschlands, in dem alles nicht so schlimm ist. Eigentlich ist doch alles leicht: Trainingsanzugsträger sind Nazis; Sozialdemokraten, Hippies und die Jazzer im Mojo-Club voll doof, Barbourjacken hingegen voll gut. Die neuen Literaturfachzeitungen Tempo, Allegra und Max fanden unsere ersten Texte hip-hip-hurra, weil da warn ja so viele Mode- und Drogentips drin. Und sie erfanden die Literaturkritiken neu: Kein Mann außer [Christian] Kracht kann kurze Hosen tragen, ohne seine Würde zu verlieren. (...) Axel Springers Witwe verlor fast das Bewusstsein, als sie sich Kracht näherte. Er ist fähig, in ganz eigener Manier am Daumen zu nuckeln und die Augenbraue zu heben. Das hat irgendwie mit Transzendenz zu tun.

Das hat irgendwie mit Arschabwischen zu tun. Zwar überlegten wir, unsere nächsten Texte direkt auf dem Label Kiepenheuer-Zebra-Wisch & Weg zu veröffentlichen, aber dafür war der Buchstabensalat nicht reißfest genug. Was für Rolf Dieter Brinkmann noch ein Scheißhaufen von Gerede war und uns Oma der Quelle-Katalog, nannten wir Popliteratur. Relax! Und richte dich crazy ein in der Starnberger-See-Düsseldorf-Bonn-Berliner-Generation, freu dich mit uns über Prinz von Schönburgs Aristokraten-Hochzeit, über Christian Krachts weißen Dreiteiler von Davies & Sons aus der Old Burlington Street, denn das war auch Axel Cäsar Springers Schneider, oder mit Benjamin von Stuckrad-Barre über das toll gefaltete Adlon-Toilettenpapier. Das hat irgendwie mit Transzendenz zu tun.

Dem omnipräsenten medialen Quark fügen wir noch einen Schuss eigengespendeten Spermata hinzu und lecken dann die ganze Schüssel aus. Wir kommen, um mittendrin zu sein statt nur dabei. Rudi Völler ist zwar nicht hip, hat aber gesagt: Was meine Frisur betrifft, da bin ich Realist. Auch wir sind Realisten, was unsere Literatur betrifft: Die ist eine Dienstleistung und es geht darum, so viel wie möglich mit ihr einzunehmen. Wir sind die lieben Repräsentanten-Onkelz der Yuppie-Monate im McLiteraturbetrieb: Unser Tristesse royale TS kostet nur 9,90 €. Harald Schmidts BILD-Zeitungsaphorismen stiften unsere aufklärerische Haltung, teure Sak-

kos unser Güteklasse A-Design. Der eine kann sich's leisten, der andere nicht. Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht. Wir haben ab der ersten Klasse Sozialdarwinistisch gelernt. Mit sechs Riesen monatlich, da fängt das Leben an. Hups. Da ist mir jetzt beim Schreiben mein *Tequila Sunrise* umgekippt, mein ganzer Laptop ist ja nass. Sind da jetzt auch die zwischengespeicherten Medienfloskeln verschütt gegangen? Wie soll ich denn dann den Roman beenden?

Wir bekannten uns als konsequente Anzugträger und entwickelten die moderne Form der Jungburschenschaft: Wir hocken uns direkt ins Hotel Adlon, ohne jahrelange Umwege durch miefige Studentenkeipen-Hinterzimmer. Anzug statt Uniform, Posing statt Messuren. In Fragen des richtigen Stils kommt es zu merkwürdigen Verbrüderungen zwischen den Großvätern und den Enkeln, wenn beide Zigarren rauchen und am Kamin bei einem Glas Whiskey über die Vorzüge der Großwildjagd debattieren. Die Großwildjagd auf Russen und Juden. Heute darf man's wieder verstehen als großväterliche Lehrstunde für kommende Auslandseinsätze. Auch in Heimatfragen wollen wir wieder mehr Gas geben! So überholen wir, die Generation MehrVolkWagen, unsere ernesparenden Mamis und Papis auf Hitlers Autobahnen in Richtung selbstbewusste Nation. Wir sagen das, weil wir ein absolut reines Gewissen haben.

Dankbar war man auch, als wir als erste Generationsgenossen zugaben, eine Putzfrau zu haben. Da ging ein Ruck durchs junge Deutschland. Putzfrauen sind unsere Punic-Oasen in der Servicewüste Deutschland. Wir haben die gesellschaftliche Funktion der Literatur neu definiert. Nun haben wir ein paar Verbrauchertips für Sie und Fakten Fakten Fakten. Bleiben Sie dran! »Joachim, bitte mach mal den obersten Knopf an deinem Hemd zu. Ich möchte sehen, wie der Kragen mit der Krawatte aussieht.« – »Es ist leider kein Krawattenhemd.« – »Ach, kein Krawattenhemd?« – »Also, erstens kann man zu den schillernden Stoffen von Richard James keine Krawatten tragen, also ich wüsste jedenfalls nicht, welche. Und zweitens ist es auch egal. Das Hemd ist die Krawatte.« Wirklich, wir leben in hellen Zeiten. Die fehlende Krawatte deutet auf ein Hemd von Richard James hin. Unsere Literaturästhetik 2000 exempliert Bazon von Stuckrad-Barre mit dem Kernsatz seines Gesamtwerks: Auf dem Weg zum Bahnhof riss die Herrenausstattertüte.

Oder, deutlicher gesagt: Die Kunst muss vielleicht ganz streng kapitalistischen Prinzipien unterworfen werden. Genauso wie die Wurstbude vor dem Hotel streng kapitalistisch funktioniert. Da ja ein Roman dasselbe ist wie eine Wurst und die Gestaltungsebenen eines Prosatextes ähnlich denen einer Currywurst sich aufbauen. Wir verwüsten alle ästhetischen Kategorien wie kleine Kinder ihren Lego-Baukasten. Das verlangt unsere Literaturwürstchenbude KiWi, denn jungdeutsche

Popliteratur bemisst sich am intellektuellen Nutzen einer Bockwurst. Auch die kommt nachher wieder raus.

Und doch wollen wir nicht nur eifrig am Dandy-Image basteln und Kokain mit der richtigen Karte hacken. Wir wollen wieder richtig auf die Kacke bzw. in die Presse hauen und dahin gehen, wo's weh tut. Das heißt, wir düsen nach Asien in ein schickes Hotel, das tut ziemlich weh und ist auch gar nicht mehr ironisch, weil: Die Ironie ist ja tot. Darum rocken wir, denn der Rock muss sich immer treu bleiben. Der Rock ist stringent. Rock=Stein. Stein=Ewigkeit. Im Rock liegt die Zukunft. Bzw. im Bla.

Passte mal nicht auf, trittste in Hundekacke. Wir nennen die Dinge beim Namen. Irgendwie stinkt uns halt alles doch irgendwo. Die Menschen in Berlin werden jeden Monat hässlicher. Da kannst du nur noch kotzen, in jedem Buch fünf Mal, das macht Seiten voll. Hihi. Das macht Lust auf mehr, Lust auf Schwartz Extra, Lust aufs Ende. Du darfst. Wäre das hier Cambridge und nicht Berlin, und wäre es jetzt der Herbst des Jahres 1914 und nicht der Frühling des Jahres 1999, wären wir die ersten, die sich freiwillig meldeten.

III.

1962 erklärte Marshall McLuhan das Ende der Gutenberg-Galaxis. Der Buchmarkt wächst seitdem noch immer. Allerdings haben sich die Schwerpunkte und die Lesegewohnheiten verändert. Videoclips, zwanzig-Sekunden-Werbung, Radiospots, Videospiele, Hörbücher. Der eigentliche Buchkonsum ging von täglichen 56 Minuten 1980 auf 24 Minuten 1995 zurück – Lektüren beispielsweise im Internet nicht mitgerechnet.

Literatur im Internet. Hyperlinks, der Text als Landschaft, nicht mehr als Weg, Auflösung linearer Strukturen. Spiel mit anderen Web-Seiten, anderen AutorInnen, interaktive Autor-Leser-Gruppen schreiben zusammen Romane, es wird sich vieles verändern. Bislang erst einzelne Experimente: Goetz' »Abfall für alle«, Politykis Gemeinschaftsroman, schnöselige Diskussionsforen: www.forum-der-13.de, www.dumontverlag.de/null/karte.htm, www.ampool.de, überflüssige Autorensseite: www.thomasernst.net. Auch Internetliteratur erscheint noch immer als Buch und floppt. Internetliteratur gibt es noch nicht – werden wir aber auch noch in unser Programm aufnehmen müssen.

Der kanadische Linguist R. J. Hoyle veröffentlichte 1986 den Aufsatz »Der Verlust der Sprache als Mittel der Kommunikation«. Darin untersuchte er die durchschnittlichen Satz- und Wortlängen britischer und amerikanischer Redner vom 17.

bis zum 20. Jahrhundert. Wenn man die daraus abgeleiteten Graphen in die Zukunft verlängert, scheint unumstößlich, dass um das Jahr 2150 unsere Sätze keine Worte, und um 2450 unsere Worte keine Buchstaben mehr haben werden.

Nichts Neues im Westen. Jede Republik bekommt den literarischen Sound, den sie verdient. Passen Sie auf sich auf. Alles wird gut. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

BEITRÄGERINNEN UND BEITRÄGER

Torsten Bultmann, Dr., Bundesgeschäftsführer des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi), Arbeitsschwerpunkt: allgemeine Bildungs- und Wissenschaftspolitik. In diesem thematischen Rahmen: Öffentlichkeits- und (Jugend-) Bildungsarbeit. Zahlreiche Rundfunkbeiträge, Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen.

Thomas Ernst, studierte Germanistik und Philosophie in Duisburg, Bochum, Berlin und Leuven/Belgien. Er promoviert mit Hilfe eines Stipendiums der Hans-Böckler-Stiftung über Subversive Konzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsprosa und war von 2002 bis 2003 Mitglied im Leitungskollektiv der Promovierenden. 2001 veröffentlichte er das Buch *Popliteratur* (Hamburg: Rotbuch), ferner zahlreiche Essays und Artikel zur Gegenwartsliteratur und -philosophie, Zeitungsartikel und literarische Texte.

Werner Fiedler, Referatsleiter der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung.
Eike Hebecker, Dr. rer. soc., Referent in der Abteilung Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung.

Christoph Hesse, Dr. phil., hat Film- und Fernsehwissenschaft, Germanistik und Philosophie in Bochum studiert. Promotion über formalistische Filmtheorie. Neben der Filmtheorie und der Geschichte des Films sind seine Arbeitsschwerpunkte deren Verknüpfung mit Politischer Theorie und der Philosophie.

Bernd Kaßbaum, Dr., Referent im Bildungsbereich der IG Metall, u.a. Vorsitzender des Auswahlausschusses C (Promotionsförderung) der Hans-Böckler-Stiftung.

Gerd Köhler, Leiter des Vorstandsbereichs Hochschule und Forschung beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in Frankfurt/Main.

Malte Krückels, Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, von 2003 bis 2004 Mitglied im Leitungskollektiv der Promovierenden.

Isolde Ludwig, Dr., Bildungsreferentin beim DGB Bildungswerk Hessen e.V.

Ingrid Mieth, Dr., seit 2002 Professorin für Allgemeine Pädagogik an der Ev. FH Darmstadt. Arbeitsschwerpunkte u.a. Politische Bildung, Frauen- und Geschlechterforschung, DDR-Opposition und soziale Bewegungen. Sie ist Vertrauens-

dozentin der Hans-Böckler-Stiftung und arbeitet u.a. im SprecherInnenausschuss mit.

Wolfgang Neef, Dr. phil., Dipl. Ing., Leiter der Zentraleinrichtung Kooperation an der TU Berlin, Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung.

Svenja Pfahl, Diplom-Soziologin, Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, Dissertation über das Ausbalancieren von Arbeits- und Familienzeiten in Familien. Seit über 10 Jahren selbst in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit tätig. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitszeit, Arbeit, Gewerkschaften, Geschlechterverhältnisse, Familie, von 2003 bis 2004 Mitglied im Leitungskollektiv der Promovierenden.

Alexandra Rau M.A. (Soz.), Dipl. Sozpäd., seit 2003 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Arbeitsschwerpunkte Arbeits-, Industrie-, Organisationssoziologie; Gender Studies; Poststrukturalistische Theorie, von 2003 bis 2004 Mitglied im Leitungskollektiv der Promovierenden.

Nadja Sennewald, Studium der Kulturwissenschaften in Hildesheim, promoviert mit Hilfe eines Promotionsstipendiums der Hans-Böckler-Stiftung zum Thema Das Geschlecht der Aliens. Die Darstellung der Geschlechter in amerikanischen Science-Fiction-Fernsehserien. schöner_wohnen.doc. Ein WG-Roman (Köln: Kiepenheuer & Witsch 2000), 2004 ist ihre Berliner Science-Fiction-Satire RunRabbitRun erschienen.

Carsten Würmann, Literaturwissenschaftler, freier Journalist, seit 2003 Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung, arbeitet an einer Dissertation zu Kriminalitätsdarstellungen im Nationalsozialismus, Publikationen zur Literatur- und Kulturgeschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, von 2003 bis 2004 Mitglied im Leitungskollektiv der Promovierenden.

edition der Hans-Böckler-Stiftung
bisher erschienene Reihentitel ab Band 92

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Hans-Erich Müller</i> Übernahme und Restrukturierung: Neuausrichtung der Unternehmensstrategie (Handbuch Fusionsmanagement)	13092	3-935145-68-3	8,00
<i>Christian Timmreck</i> Unternehmensbewertung bei Mergers & Acquisitions (Handbuch Fusionsmanagement)	13093	3-935145-69-1	10,00
<i>Volker Korthäuer • Manuela Aldenhoff</i> Steuerliche Triebfedern für Unternehmensumstrukturierungen (Handbuch Fusionsmanagement)	13094	3-935145-70-5	6,00
<i>Dieter Behrendt</i> Ökologische Modernisierung: Erneuerbare Energien in Niedersachsen – Chancen für neue zukunftsfähige Arbeitsplätze	13095	3-935145-73-X	11,00
<i>Ingolf Rascher • Uwe Wilkesmann</i> Wissensmanagement. Analyse und Handlungsempfehlungen	13096	3-935145-71-3	12,00
<i>Tanja Klenk • Frank Nullmeier</i> Public Governance als Reformstrategie	13097	3-935145-72-1	12,00
<i>Reiner Hoffmann • Otto Jacobi • Berndt Keller • Manfred Weiss (eds.)</i> European Integration as a Social Experiment in a Globalized World	13098	3-935145-74-8	14,00
<i>Angelika Bucerius • Diether Döring • Richard Hauser (Hrsg.)</i> Alterssicherung in der Europäischen Union. Perspektiven der Finanzierung	13099	3-935145-75-6	25,00
<i>Werner Killian • Karsten Schneider</i> Die Personalvertretung auf dem Prüfstand	13100	3-935145-76-4	12,00
<i>Nils Fröhlich • Jörg Huffschmid</i> Der Finanzdienstleistungssektor in Deutschland	13101	3-935145-77-2	15,00
<i>Susanne Felger • Angela Paul-Kohlhoff</i> Human Resource Management	13102	3-935145-78-0	15,00
<i>Paul Elshof</i> Zukunft der Brauwirtschaft	13103	3-935145-79-9	16,00
<i>Henry Schäfer • Philipp Lindenmayer</i> Sozialkriterien im Nachhaltigkeitsrating	13104	3-935145-80-2	19,00

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Rainer Frentzel-Beyme • Boris Oberheitmann</i> Arbeiten mit Styrol. Neuropsychologische Störungen bei niedriger Dosierung	13105	3-935145-82-9	12,00
<i>Axel Olaf Kern • Ernst Kistler • Florian Mamberger • Ric Rene Unteutsch • Bianka Martolock • Daniela Wörner</i> Die Bestimmung des Leistungskatalogs in der gesetzlichen Krankenversicherung (Band 1): Definitionsprobleme und Implikationen von Leistungsausgrenzungen in der gesetzlichen Krankenversicherung	13107	3-935145-84-5	18,00
<i>Dea Niebuhr • Heinz Rothgang • Jürgen Wasem • Stefan Greß</i> Die Bestimmung des Leistungskatalogs in der gesetzlichen Krankenversicherung (Band 2): Verfahren und Kriterien zur Bestimmung des Leistungskatalogs in der Gesetzlichen Krankenversicherung vor dem Hintergrund internationaler Erfahrungen	13108	3-935145-85-3	28,00
<i>Yasmine Chahed • Malte Kaub • Hans-Erich Müller</i> Konzernsteuerung börsennotierter Aktiengesellschaften in Deutschland	13109	3-935145-86-1	14,00
<i>Klaus Löbke</i> Die europäische Chemieindustrie. Bedeutung, Struktur und Entwicklungsperspektiven	13110	3-935145-87-X	25,00
<i>Friedrich Hauss • Dörthe Gatermann</i> Schaffung von Handlungs- und Unterstützungsstrukturen zur Erhöhung der Nutzerkompetenz von Krankenversicherten	13111	3-935145-88-8	10,00
<i>Andreas Diettrich • Korinna Heimann • Rita Meyer</i> Berufsausbildung im Kontext von Mobilität, interkulturellem Lernen und vernetzten Lernstrukturen	13112	3-935145-89-6	16,00
<i>Uwe Fachinger • Anna Frankus</i> Selbständige im sozialen Abseits	13113	3-935145-90-X	13,00
<i>Frank Havighorst</i> Jahresabschluss von Krankenhäusern. Betriebswirtschaftliche Handlungshilfen	13114	3-935145-91-8	14,00
<i>Achim Sollanek</i> Versicherungsbilanzen nach deutschem Handelsrecht	13115	3-935145-92-6	10,00
<i>Kuno Schedler • John Philipp Siegel</i> Strategisches Management in Kommunen	13116	3-935145-93-4	28,00

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Marita Körner</i> Riesterrente, Eichelförderung und geschlechtereinheitliche Tarife	13117	3-935145-94-2	10,00
<i>Arno Prangenberg • Manuela Aldenhoff</i> Steuerliche Grundlagen der Umwandlung von Unternehmen	13118	3-935145-95-0	12,00
<i>Andrea Jochmann-Döll • Karin Tondorf</i> Monetäre Leistungsanreize im öffentlichen Sektor	13119	3-935145-96-9	16,00
<i>Andreas Boes • Michael Schwemmler</i> Herausforderung Offshoring, Auslagerung von IT-Dienstleistungen aus Unternehmen	13120	3-935145-97-7	15,00
<i>Wolfgang Gerstberger • Wolfram Schmittl</i> Public Private Partnership	13120	3-935145-98-5	15,00
<i>Barbara Sternberger-Frey</i> Finanzwirtschaftliche Kennzahlen als Basis von Erfolgsbeteiligungen	13122	3-935145-99-3	10,00
<i>Johannes Koch • Winfried Heidemann • Christine Zumbeck</i> Nutzung elektronischer Netze zur Unterstützung des Lernens im Betrieb	13123	3-86593-001-8	12,00
<i>Wolfgang Däubler</i> Kontrolle von Arbeitsverträgen durch den Betriebsrat	13124	3-86593-002-6	12,00
<i>Klaus Hess • Siegfried Leittretter</i> Innovative Gestaltung von Call Centern – Kunden- und arbeitsorientiert	13125	3-86593-000-X	10,00
<i>Margarethe Herzog (Hrsg.)</i> Gender Mainstreaming	13126	3-86593-003-4	28,00
<i>Elke Wiechmann</i> Lokale Gleichstellungspolitik vor der Trendwende oder die modernisierte Tradition	13127	3-86593-004-2	18,00
<i>Christoph Andersen • Marcus Beck • Stephan Selle (Hrsg.)</i> Konkurrieren statt Privatisieren	13128	3-86593-005-0	18,00
<i>Bernhard Hillebrand</i> Ökologische und ökonomische Wirkungen der energetischen Sanierung des Gebäudebestandes	13129	3-86593-006-9	10,00
<i>Angela Wroblewski • Andrea Leitner</i> Lernen von den Besten. Interdependenzen von Frauenerwerbsbeteiligung und Geburtenzahlen im Ländervergleich	13130	3-86593-007-7	i. Vorb.

	Bestellnr.	ISBN	Preis/€
<i>Hartmut Küchle</i> Rüstungsindustrie transatlantisch? Chancen und Risiken für den deutschen Standort	13131	3-86593-008-5	12,00
<i>Klaus Maack</i> Wachstumspol Stettin und Auswirkungen auf die Entwicklung der deutschen-polnischen Grenzregion	13132	3-86593-009-3	i. Vorb.
<i>Herbert Baum • Klaus Esser • Judith Kurte • Jutta Schneider</i> Regionale Entwicklung und der Frankfurter Flughafen	13133	3-86593-010-7	15,00
<i>Anita Pfaff • Gert G. Wagner • Jürgen Wasem</i> Zwischen Kopfpauschale und Bürgerversicherung	13134	3-86593-011-5	24,00
<i>Hartmut Küchle</i> Die Neustrukturierung des deutschen Rüstungsmarktes als industriepolitische Aufgabe	13135	3-86593-012-3	20,00
<i>Mechthild Kopel • Sandra K. Saeed • Dietrich Englert</i> Gender Mainstreaming	13136	3-86593-013-1	i. Vorb.
<i>Mathias Hein • Gertrud Hovestadt • Johannes Wildt</i> Forschen Lernen	13137	3-86593-014-X	12,00
<i>Oliver Farhauer</i> Humanvermögensorientierung in Grundsicherungssystemen	13138	3-86593-015-8	18,00
<i>Andreas Pentz • Achim Sollanek</i> Cash-Pooling im Konzern	13139	3-86593-016-6	15,00
<i>Volker Eichener • Rolf G. Heinze</i> Beschäftigungspotentiale im Dienstleistungssektor	13140	3-86593-017-4	i. Vorb.
<i>Peter Kalkowski • Otfried Mickler</i> Projektorganisation in der IT- und Medienbranche	13141	3-86593-018-2	28,00
<i>Rıza Gürel</i> Betriebsverfassungsgesetz in türkischer Sprache	13142	3-86593-019-9	15,00

Ihre Bestellungen senden Sie bitte unter Angabe der Bestellnummern an den Setzkasten oder unter Angabe der ISBN an Ihre Buchhandlung. Ausführliche Informationen zu den einzelnen Bänden können Sie dem aktuellen Gesamtverzeichnis der Buchreihe **edition** entnehmen.

Setzkasten GmbH
Kreuzbergstraße 56
40489 Düsseldorf
Telefax 0211-408 00 90 40
E-Mail mail@setzkasten.de

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung ist das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Gegründet wurde sie 1977 aus der Stiftung Mitbestimmung und der Hans-Böckler-Gesellschaft. Die Stiftung wirbt für Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft und setzt sich dafür ein, die Möglichkeiten der Mitbestimmung zu erweitern.

Mitbestimmungsförderung und -beratung

Die Stiftung informiert und berät Mitglieder von Betriebs- und Personalräten sowie Vertreterinnen und Vertreter von Beschäftigten in Aufsichtsräten. Diese können sich mit Fragen zu Wirtschaft und Recht, Personal- und Sozialwesen oder Aus- und Weiterbildung an die Stiftung wenden. Die Expertinnen und Experten beraten auch, wenn es um neue Techniken oder den betrieblichen Arbeits- und Umweltschutz geht.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu Themen, die für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von Bedeutung sind. Globalisierung, Beschäftigung und institutioneller Wandel, Arbeit, Verteilung und soziale Sicherung sowie Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik sind die Schwerpunkte. Das WSI-Tarifarchiv bietet umfangreiche Dokumentationen und fundierte Auswertungen zu allen Aspekten der Tarifpolitik.

Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK)

Das Ziel des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) in der Hans-Böckler-Stiftung ist es, gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge zu erforschen und für die wirtschaftspolitische Beratung einzusetzen. Daneben stellt das IMK auf der Basis seiner Forschungs- und Beratungsarbeiten regelmäßig Konjunkturprognosen vor.

Forschungsförderung

Die Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu Mitbestimmung, Strukturpolitik, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat. Im Mittelpunkt stehen Themen, die für Beschäftigte von Interesse sind.

Studienförderung

Als zweitgrößtes Studienförderungswerk der Bundesrepublik trägt die Stiftung dazu bei, soziale Ungleichheit im Bildungswesen zu überwinden. Sie fördert gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Promovierende mit Stipendien, Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktika. Insbesondere unterstützt sie Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Mit dem 14tägig erscheinenden Infodienst »Böckler Impuls« begleitet die Stiftung die aktuellen politischen Debatten in den Themenfeldern Arbeit, Wirtschaft und Soziales. Das Magazin »Mitbestimmung« und die »WSI-Mitteilungen« informieren monatlich über Themen aus Arbeitswelt und Wissenschaft. Mit der Homepage www.boeckler.de bietet die Stiftung einen schnellen Zugang zu ihren Veranstaltungen, Publikationen, Beratungsangeboten und Forschungsergebnissen.

Hans-Böckler-Stiftung
Hans-Böckler-Straße 39
40476 Düsseldorf
Telefax: 02 11/77 78-225
www.boeckler.de

**Hans Böckler
Stiftung** ■■■

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

